Vor Jena.

Roman.

Nach den Aufzeichnungen eines Königl. Offiziers vom Regiment Gensd'armes.

Von

George Hesekiel.

Erster Band.

Berlin, 1859.
Ferdinand Schneider.

Erstes Capitel.

Kinderball bei Massow.

„Vor dem bunten Schwarme flieht
Die Melancholei;
Und aus fernen Ländern zieht
Uns die Lust herbei.“
(Goethe.)

Die Neugierde ist stärker als die Kälte, denn sie fesselt da eben Hunderte von Menschen und läßt sie frierend vor jenem hellerleuchteten Flurgange stehen, vor dem eine elegante Equipage nach der andern anfährt und dann ihrer Insassen entledigt weiter rollt. Die neue, eben erst eingeführte Straßenerleuchtung, die von den ältern Berlinern noch immer wie eine Art von Zauberwerk angestaunt wird, macht es der neugierigen Versammlung auf der Straße möglich, die saubern und zum Theil sehr geschmackvollen

Costumes einer Menge von hübschen Kindern zu bewundern, welche, von Eltern, Hofmeistern und Gouvernanten begleitet, vor dem Hause Nr. 7 unter den Linden in Berlin aussteigen.

Unter den Linden Nr. 7 wohnte der Hofmarschall Sr. Majestät des Königs, sowie auch Intendant der Königlichen Schlösser und Gärten, der hochgeachtete Herr Valentin von Massow, der mit einer Tochter des Etatsministers Grafen Blumenthal in gesegneter Ehe lebte.

Heute waren die Räume, welche der Hofmarschall bewohnte, glänzend erleuchtet und festlich geschmückt; dieselben begannen sich schon zu füllen, denn etwas früher als gewöhnlich waren denn doch die meisten der geladenen Gäste heute erschienen, da das Fest, was man heute hier feiern wollte, ein Fest für Kinder war, ein Kinderball.

In fast allen Häusern der höhern Gesellschaft Berlins, in welchen Kinder waren, hatte man seit langer Zeit schon diesen Tag sehnsüchtig herbeigewünscht, und in den letzten Wochen war fast von nichts anderm mehr die Rede gewesen, als von dem Kinderball bei Massow's.

Die Gesellschaft gewährte damals einen höchst lebendigen und anmuthigen Anblick, denn nicht die Uniformen der Officiere allein waren verschiedenfarbig, sondern auch die Gesellschaftsanzüge der Nichtmilitairs ließen dem Geschmack des Einzelnen in Bezug auf Wahl und Zusammenstellung der Farben den weitesten Spielraum.

Da sah man neben den Officieren von den Regimentern der Berliner Garnison Officiere von andern Truppentheilen, die mit den weitverzweigten Familien der Massow und der Blumenthal versippt waren; da zeigten sich die Mitglieder des diplomatischen Corps mit ihren Damen in fremden Farben und höchstem Putz; vor allen aber waren es wie billig die Hauptpersonen des Kinderballes, die Kinder selbst, welche die Hauptaufmerksamkeit in Anspruch nahmen, zunächst wohl durch die Costumes, in die sie gekleidet waren, dann aber durch die der Jugend so wohl anstehende frische Fröhlichkeit, durch den jugendlichen Uebermuth und die naive Plauderei, in welcher sie ihr Entzücken über das Fest und die großen Rollen, die sie selbst dabei spielten, kund gaben.

In einer Fensternische des kleinern Salons, den

alle Eintretenden passiren mußten, um in den eigentlichen Ballsaal zu gelangen, lehnte bequem, aber doch anmuthig an den Pfeiler gestützt, ein junger Officier. Er ist von dem berühmten Regiment Königl. Gensd'armes Nr. 10, seinem schlanken, aber starkgebauten Körper steht der auf der Brust reich mit Gold gestickte rothe Galla-Frack mit blauen Kragen und Aufschlägen sehr wohl, die weißen Unterkleider sitzen wie angegossen an den wohlgeformten Gliedern, und das weißgepuderte Haar, das hinten in den vorschriftsmäßigen Zopf zusammengedreht ist, läßt durch den Gegensatz den Glanz der braunen Augen um so feuriger erscheinen und mildert zugleich etwas die gesunde Röthe, mit welcher die kräftigen und beinahe schönen Gesichtszüge des Lieutenants angeflogen sind. Das ist mal so Einer von den jungen Männern, deren Gesicht ein offener Empfehlungsbrief ist, den die ältern Damen freundlich anblicken und dabei sagen: wie glücklich ist die Mutter, die solch' einen Sohn hat; vor dem die jungen Mädchen die Augen erröthend niederschlagen, weil er dem Bilde gar zu ähnlich sieht, von dem sie in stillen Stunden geträumt; den die ältern Männer schätzen, weil sie viel von ihm

erwarten; dem endlich die Altersgenossen und Kameraden trotz alledem nicht gram sind, weil sie ihn nicht zu beurtheilen vermögen und ihn wegen seiner Harmlosigkeit für viel unbedeutender halten als er ist und ihn niemals als Nebenbuhler fürchten.

Der Lieutenant Hans Dinnies von Leist, einem der ältesten Adelsgeschlechter der Monarchie entsprossen, das aber vorzugsweise auf dem Schlachtfelde dem Könige gedient und der Armee fünfzehn bis zwanzig Generale gegeben, war dem Beispiele seiner Väter gefolgt, er war in das berühmte Regiment Gensd'armes getreten, und wenn er bis jetzt auch noch nicht Gelegenheit gehabt hatte, seiner edeln Väter schlachten freudigen Heldenmuth selbst zu bethätigen, so hatte er sich doch auf alle Weise dazu gerüstet und vorbereitet. Der Lieutenant von Leist galt für einen tüchtigen Officier, er war unbestritten der beste Reiter im Regiment, er führte die Klinge mit Meisterschaft und zeigte jene Aufmerksamkeit für das Detail des Garnisondienstes, welche bei jungen Leuten seiner Art mit Recht als Beweis für den Ernst gilt, mit welchem sie ihren Beruf erfaßt haben. Bis vor einiger Zeit hatte Herr von Leist auch zu

den lustigsten Kameraden im lustigen Regiment Gens-d'armes gehört, das war seit einigen Wochen etwas anders geworden; zwar fürchtete sich der junge Officier immer noch nicht vor einem nächtlichen Gelage bei Dallach und scheute sich nicht vor der Pontacflasche, Pontac war ja vorzugsweise der Wein, den die Officiere vom Regiment Gensd'armes „begünstigten", wie sie sich ausdrückten, aber er war doch merklich stiller geworden und suchte zuweilen die Einsamkeit; unbestritten aber ist es ein Zeichen, daß der deutsche Mensch verliebt ist, wenn er die Einsamkeit sucht und bei der Flasche merklich stiller ist als vordem. Zeigt sich dabei gar Neigung, Gesundheiten auf Personen weiblichen Geschlechts auszubringen, welche nur durch Vornamen bezeichnet werden, und Initialen mit der Degenspitze in den Sand zu zeichnen, dann ist der Zustand wirklich bedenklich.

In diesem Zustande aber befand sich der junge Officier, der so anmuthig dort am Fenster lehnt. Man konnte annehmen, daß der Lieutenant von Leist in dem kleinen Salon Posten genommen, lediglich um die Ankommenden bequemer mustern und betrachten zu können; wer ihn aber einigermaßen aufmerksam be-

trachtete, der mußte alsbald auf andere Gedanken gerathen. Mit gespannter Aufmerksamkeit schaute der junge Officier aus, sobald sich die Thür öffnete, aber jedesmal wendete sich sein Blick enttäuscht und unbefriedigt ab von den Eintretenden, er war also durchaus nicht neugierig, die Ankommenden zu sehen, sondern er erwartete eine bestimmte Person, und zwar mit ziemlicher Ungeduld. Er fühlte sich darum auch beinahe unangenehm berührt, als plötzlich zwei Herren aus dem Nebenzimmer traten und mit raschen Schritten in seiner Richtung avancirten. Er erkannte in dem Einen der Näherkommenden einen Kammerherrn von Redow, der als Secretair bei verschiedenen Gesandtschaften fungirt hatte und gegenwärtig unter Graf Haugwitz in den auswärtigen Angelegenheiten arbeitete, der Andere war dem Lieutenant fremd.

„Erlauben sie, Herr von Leist," redete der Kammerherr den Lieutenant an, „daß ich ihnen meinen Vetter, den Grafen Marcolini, Attaché bei der Chursächsischen Reichstags-Gesandtschaft, vorstelle! Lieber Cousin, Herr von Leist, Lieutenant im Regiment Gensd'armes!"

Die Herren verneigten sich höflich gegeneinander

und wechselten einige artige Worte in französischer Sprache, die damals noch fast ganz ausschließlich den höhern Ständen zur Conversation diente.

„Graf Marcolini,“ fuhr der Kammerherr von Redow fort, auf dessen feines aber wüstes Gesicht Leben und Leidenschaft schon tiefe Furchen gezogen, obwohl derselbe wenig über dreißig Jahr alt war, „ist vorgestern erst hier angekommen und demnach noch völlig grün in der Berliner Gesellschaft; ich bitte sie, lieber Herr von Leist, nehmen sie sich seiner ein wenig an, machen sie ihn bekannt mit den Sternen erster, zweiter und dritter Größe unserer kleinen Welt, denn sie wissen, wie wenig ich dazu tauge, ich, der ich selbst beinahe fremd in diesen Kreisen bin!“

„Sie sind etwas fremd darin geworden, Herr von Redow,“ sagte der Lieutenant aufrichtig, „ohne Zweifel, weil es ihnen so beliebt, ich erinnere mich aber sehr gut, daß sie zu den bevorzugtesten Erscheinungen in diesen Kreisen gehörten, noch vor etwa zwei Jahren, ehe sie nach Dresden gingen.“

Der Kammerherr ließ den halb traurigen, halb gleichgültigen Blick seiner schönen, dunkelblauen Augen, mit welchem er sonst den Leuten, mit denen er sprach,

unverwandt ins Gesicht zu starren pflegte, eine Secunde lang mit lebhaftem Ausdruck auf dem jungen Officier ruhen, dann sagte er schleppend beinahe: „Ja damals, sie haben recht, damals, aber es hat sich Vieles geändert seitdem!"

Die Stimme des Kammerherrn klang ein wenig heiser, sie bildete einen scharfen Gegensatz sowohl zu den hohen Kehltönen, in welchen Graf Marcolini sprach, als zu der frischen sonoren Sprache des Lieutenants von Leist.

Gefällig erzählte der junge Officier dem sächsischen Attaché von den Personen, welche vorübergingen, machte ihn auf einige Damen aufmerksam und fand Gefallen an der pikanten und lebhaften Weise, in welcher Graf Marcolini seine Bemerkungen aussprach. Herrn von Leist behagte vielleicht der kleine, hagere, gelbliche und schwärzliche Italiener mit den funkelnden Augen, in reicher Kleidung darum so gut, weil er den vollsten Contrast bildete zu dem Kammerherrn von Redow, der, in dunkle Farben gekleidet, traurig und gleichgültig vor sich hin blickte.

Der Lieutenant von Leist konnte diesen Herrn von Redow nicht leiden; er ging ihm gern aus dem

Wege, indeß gab es einen Ort in Berlin, wo er ihn noch ganz besonders ungern sah, aber er war nicht durch die gute Lebensart allein genöthigt, den Kammerherrn zu ertragen, ja, ihm so viel Freundlichkeit zu erzeigen, als er irgend im Stande war.

„Ah!" rief Graf Marcolini erstaunt.

Eine Schaar kleiner, ganz allerliebster Gärtnerinnen, mit Blumen geschmückt, kleine bebänderte Harken und Gießkannen tragend und von einem eben so lilliputanischen Gärtner geführt, trippelten durch den Salon.

„Der kleine Gärtner," erklärte der Lieutenant, „ist der Sohn des Herrn Etats- und Justizministers von der Reck, die allerliebsten Gärtnerinnen sind die Comtessen Reuß und die Töchter des Ministers von Buchholz. Die Bäuerinnen dort gefallen ihnen vielleicht noch besser, sie sind schon größer, es sind die Töchter des Königlich dänischen Herrn Envoyé's Grafen Baudissin!"

„Und dieser Jäger und die lieblichen Jägerinnen?" fragte Graf Marcolini, der eine große Empfänglichkeit für dies anmuthige Schauspiel zeigte.

„Die Vorderste ist ein Fräulein von der Mar-

witz," entgegnete der Lieutenant gefällig, „diese schönen Blondinen sind die Comtessen Henkel von Donnersmark; der kleine russische Courier, der hier kommt, das ist eine Tochter des Kaiserlich russischen Herrn Gesandten von Alopäus; die russische Kaiserliche Legation ist überhaupt stark vertreten, der kugelrunde Bacchus da ist ein Sohn des Herrn von Löwenstern. Aber sehen Sie, in welch ein sonderbares Costume hat man da die kleine hübsche Comtesse Kaiserlingk gesteckt, ihr Cavalier ist ein Sohn des Grafen Haugwitz."

„Die Tracht ist morlachisch," bemerkte Graf Marcolini, „das kleine Pärchen ist allerliebst, aber was ist das? welch ein intelligentes hübsches Gesicht?"

Zwei kleine Matrosen in blauen runden Jacken und weißen Beinkleidern traten in den Salon; der ältere Knabe, der den breitkrämpigen, bebänderten Hut abgenommen hatte und mit großen glänzenden Augen ausschaute, hielt den Jüngern, der etwas schüchtern auftrat, fest an der Hand und zog ihn vorwärts, der Hofmarschall von Massow selbst, dessen Gemahlin und mehrere Herren und Damen folgten diesen beiden Knaben.

Mit ächt preußischem Stolz hörte Herr von Leist eine Weile die Ausdrücke der Bewunderung, mit denen Graf Marcolini die kleinen Matrosen feierte, dann sagte er: „Ich danke ihnen, Herr Graf, Sie haben den Adler erkannt unter dem andern Geflügel, die kleinen Matrosen sind S. K. H. der Kronprinz von Preußen und Prinz Wilhelm,*) sein Bruder!"

Jetzt begann es von Kindern zu wimmeln in den Salons; da erschienen die Söhne**) des Erbprinzen von Oranien in holländischer Nationaltracht, die Prinzen Wilhelm***) und Ferdinand Radziwill in indischer Kleidung, von Diamanten und edlen Steinen funkelnd; ein junger Graf Arnim und seine Schwester waren sehr ergötzlich als Larifari und Jungfer Salome aus der Donaunymphe costumirt, und allgemeinen Jubel erregte ein kleiner Apollo, der

---

*) Nachmals Se. Majestät König Friedrich Wilhelm IV. und Se. K. Hoh. der Prinz von Preußen.

**) Nachmals König Wilhelm II., gestorben 1849, und Prinz Friedrich der Niederlande.

***) Gegenwärtig der General der Infanterie Fürst Wilhelm Radziwill, geb. 1797, Sohn des Fürsten Anton Radziwill und der Prinzessin Louise von Preußen, Schwester des Prinzen Louis Ferdinand, der bei Saalfeld fiel.

Sohn des Grafen Spiridion Lusi. *) Außerdem wimmelte es überall von allerliebsten kleinen Nönnchen und Genien, Harlekins und Harlekinetten, Mönchen, Prälaten, Schornsteinfegern und Bauern. Es war wirklich ein zauberhafter Anblick, dieses kleine glückliche lilliputanische Treiben zu sehen, welches sich allgemach in dem größeren Saal concentrirte, während die übrigen Räume den erwachsenen Gästen überlassen wurden.

Die drei Herren, welche anfänglich zusammen in der Fensternische gestanden, waren nach und nach, unwillkürlich von dem Interesse, das sie an den lieblichen Kindererscheinungen gefunden, fortgezogen, immer mehr vorwärts getreten, und Lieutenant von Leist und Graf Marcolini standen schon an der Thür des

---

*) Graf Spiridion Lusi, ein vornehmer Inselgrieche von Cephalonia, wo das Stammhaus seines alten Geschlechts noch jetzt liegt, kam unter dem großen Friedrich nach Preußen, zeichnete sich im Dienst aus und erhielt 1772 eine preußische Anerkennung seines Grafenstandes und starb 1815 als Generallieutenant und Staatsminister. Sein Sohn, der hier gemeint ist, war Graf Friedrich Wilhelm Ludwig August, geb. 1792, der längere Zeit preußischer Gesandter in Griechenland war und 1847 starb.

Saales, als sie erst bemerkten, daß sich Herr von Redow von ihnen getrennt hatte. Rasch und leise tauschten die beiden jungen Männer ihre Bemerkungen über das hübsche Schauspiel, das sie vor sich sahen, als plötzlich eine Bewegung hinter ihnen entstand; der junge Offizier zog seinen Gefährten an der Hand zurück, Herr von Massow schritt voran, dicht hinter ihnen folgte in voller Uniform König Friedrich Wilhelm von Preußen; der junge Fürst sah milder und weniger ernst aus als gewöhnlich, er sprach in seiner kurzen Weise, aber sichtlich sehr gnädig mit Frau von Massow, welche ihm zur Linken ging; auf seiner Rechten war die Königin Louise einen Schritt zurückgeblieben, die edle Königin neigte sich mit unbeschreiblicher Anmuth zu dem jungen Fräulein von Massow, das Savoyarden-Costume trug, und zu dem dritten Sohne des Hofmarschalls*), einem achtjährigen Knaben, der unter seiner großen Allongen-Perrücke die komische Gravität eines gelehrten Doktors sehr glücklich darstellte.

---

*) Wahrscheinlich der gegenwärtige Minister des Königl. Hauses, Wirkl. Geheimrath von Massow.

Als das schöne Königliche Paar in den Saal getreten war, begann sofort die Ballmusik, es bildeten sich rasch Quadrillen, und in anmuthigen Wendungen bewegte sich das ganze Kinderreich um den ernsten Königlichen Herrn, der mild niederschaute auf das bunte Treiben, und die wunderschöne Königliche Frau, die im einfachen schlichten weißen Kleide ohne allen Schmuck, aber mit ächten und wahrhaft seligen Mutteraugen in die wimmelnde Kinderschaar blickte und dann doch immer ihre eigenen Söhne wieder suchte.

Quadrillen, pas de deux, pas de trois wechselten unaufhörlich, die Kinder liefen in ihrer Glückseligkeit vom Tanz zu den Eltern und von den Eltern zum Tanz; Störung gab es nirgend, die Kinder wurden früh daran gewöhnt, sich manierlich und bescheiden in Gegenwart Erwachsener zu benehmen. Man konnte der häuslichen Erziehung im Schooße der Familie mehr zutrauen, als der Pensionsanstalt.

Gärtner und Gärtnerinnen präsentirten der Königin einen riesigen Blumenkorb. Da regte sich plötzlich die Blume, die duftige Decke hob sich und ein kleiner Amor mit rosenrothem Flügelpaar und einen goldnen Pfeil in der Hand stand auf unter der

Blume. Das war der jüngste vierjährige Sohn des Hofmarschalls von Massow.

Ihre beiden Söhne an der Hand führend wandelte die schöne Königin durch die Räume, bald Den, bald Jenen mit holdgnädigem Wort beglückend; so blieb sie auch vor dem jungen Lieutenant vom Regiment Gensd'armes stehen und sagte huldvoll, sich erinnernd, daß Herr von Leist sich auf den Hofbällen stets als einen gewandten Tänzer gezeigt, mit ihrer reinen, vollklingenden Stimme: „Ich glaube, hier können wir noch etwas lernen, wir haben unsere Quadrillen nicht besser gemacht!" Prinz Wilhelm musterte aufmerksam die goldgestickte Uniform des Lieutenants, als dieser antwortete, der Kronprinz aber fragte rasch: „Darf ich um ihren Namen bitten?"

„Von Leist, Euer Königlichen Hoheit zu dienen!" antwortete der Lieutenant.

„Ich danke ihnen, Herr von Leist," entgegnete der Kronprinz freundlich, „sie sind aus einer tapfern Familie, viele Generale heißen so, Sie werden auch General werden!"

„Ich will auch General werden!“ sagte Prinz Wilhelm ernsthaft.

„Wir wollen froh sein, Wilhelm, wenn Papa uns zu Officiers macht!“ entgegnete der ältere Bruder lebhaft.

„Nehmen sie die Worte des Kronprinzen als eine gute Vorbedeutung, Herr von Leist!“ sprach die Königin, mit hinreißender Freundlichkeit lächelnd, und blickte mit so schönem Mutterstolze auf ihre beiden Söhne nieder, daß der junge Officier meinte, er habe sein Lebtag noch niemals etwas so Liebreizendes gesehen und werde auch nie wieder etwas Aehnliches schauen.

Huldvoll grüßend wandelte die edelschöne Königin dahin, und der Lieutenant blickte ihr nach mit funkelnden Augen, das Herz glühend in überwallender Begeisterung. Jetzt hatte er ganz vergessen, daß er im vordern Salon sich auf Posten gestellt, daß er die Absicht gehabt, dort bis zur Ankunft einer Dame zu harren, auf deren Erscheinen er zuversichtlich gerechnet, deren Nichtkommen ihn mit tiefem Unmuth erfüllt, jetzt hatte er Alles vergessen, sein Antlitz

strahlte, denn Sie hatte ihn angeredet, Sie, die angebetete Königin!

Das Entzücken des jungen Officiers entging Niemandem, aber es war da Keiner, der es nicht ganz natürlich gefunden hätte, denn entweder hatte man gesehen, daß die Königin mit ihm gesprochen, oder man errieth es auf der Stelle.

Auch der sächsische Diplomat, Graf Marcolini, war tief getroffen von der unwiderstehlichen Anmuth der Königin. „O, wenn sie nicht Königin wäre!“ flüsterte er aufrichtig und sehnsüchtig zugleich vor sich hin.

Der Graf hatte leise gesprochen, doch nicht so leise, daß ihn nicht Herr von Leist verstanden hätte; der junge Officier fühlte sich von den Worten Marcolini's unangenehm berührt, er blickte ihn mißbilligend an, denn es mißfiel ihm, daß der sich unterstanden, mit dem Tone des Begehrens von seiner Königin zu sprechen, er suchte einen Augenblick nach Worten, dann sprach er sehr gemessen: „Wenn Sie nicht Königin wäre, Herr Graf, das wäre ein Fehler, Sie ist gar nicht anders denkbar, denn als Königin!“

Der Graf blickte den Lieutenant etwas verwun-

dert an, er hörte einen Vorwurf herausklingen aus dessen Rede, aber einen Vorwurf, den er nicht verstand; der Fremde konnte keine Ahnung haben von der feurigen Begeisterung, mit welcher der junge Adel Preußens der Königin Louise huldigte und ihr diente.

Während die Königin auf der einen, war der König auf der andern Seite durch den Saal gewandelt, das Königliche Paar fand sich wieder zusammen, der Kronprinz und Prinz Wilhelm hatten aber längst wieder der holden Mutter Hand verlassen und sich auf's Neue in das bunte Gewimmel der tanzenden Kinder gemischt.

„Sehr artig," sagte Friedrich Wilhelm, seiner Gemahlin den Arm bietend, „wirklich, lieber Massow," wendete er sich an seinen Hofmarschall, der auf der andern Seite in seiner Nähe stand, „ganz charmant das gemacht, Kinder sehr geschmackvoll, sehr hübsch die Costumes, gefällt mir Alles, nur die drei Kinder nicht, dort, welche die Tugend, die Liebe und die Hoffnung vorstellen sollen, unpassend das, schickt sich nicht; will aber nicht wissen, wessen Kinder das sind, ist vielleicht ein braver Mann, der mal einen unpas-

senden Gedanken gehabt hat, kann Jedem passiren, könnte mir aber ein Vorurtheil einflößen!"

Die Königin betrachtete von weitem die drei Kinder, die allerdings sehr hübsch angekleidet waren, aber in der That etwas unpassende Allegorien darstellten. Niemand war darauf gefallen, diese Allegorien auf einem Kinderballe unpassend zu finden, Friedrich Wilhelm aber hatte ein sehr feines Gefühl für das, was sich ziemte. Da der Hofmarschall sah, daß die Königin neugierig war, zu erfahren, wessen Kinder die Allegorien, so trat er einen Schritt zur Seite, folgte ihr dann und flüsterte: „Es sind die Kinder des Kaiserlich russischen Collegienrathes von Kotzebue."

Während der König einen Papageno und eine Papagena, die Kinder des Obristen von Reitzenstein*), belobte, sagte die Königin zu dem Hofmarschall: „Sehen sie, wie der König wieder ganz das Richtige getroffen, ich begreife nicht, wie Herr von Kotzebue, der doch für so geistreich gilt und wirklich so sehr

*) Nachmals Chef des Kürassierregiments Nr. 7, starb 1823 als pensionirter General.

geschickt ist, auf einen so unpassenden Einfall hat kommen können."

Gleich darauf wurde das Königliche Paar von einer Schaar von Haremsschönheiten, Weibern, Odalisken und Töchtern des Großsultans, umringt, welche eine Ronde tanzten; es waren das die Töchter des niederländischen Gesandten Grafen Rheede, des schwedischen Gesandten Baron von Engeström und mehrerer anderer Mitglieder des diplomatischen Corps.

Der Lieutenant von Leist hatte sich, bald nachdem ihn die Königin verlassen, aus dem Saale zurückgezogen; er wollte seine Glückseligkeit eigentlich für sich genießen, dazu aber ließ ihn der Graf Marcolini nicht kommen, der völlig fremd in der Gesellschaft war und viel mehr Gefallen an dem jungen frischen Offizier fand, wie an seinem trüben Cousin, dem Kammerherrn von Redow, der übrigens schon seit längerer Zeit unsichtbar geworden war.

„Ich falle ihnen lästig, lieber Herr von Leist," sagte Graf Marcolini aufrichtig zu dem jungen Offizier, „aber ich bitte sie, bringen sie sich heut dem Ruhme preußischer Gastfreundschaft zum Opfer, denn wenn auch sie sich von mir wenden, dann bin ich

ganz einsam und unbekannt in dieser Gesellschaft; mein Cousin hat mich treulos verlassen, aber ich zürne ihm nicht, da er mir die Ehre ihrer Bekanntschaft verschafft hat."

„Herr Graf, ich bin stets zu ihrem Dienst bereit!" sagte der Lieutenant, sich höflich verneigend, und trat mit ihm in ein Nebenzimmer, wo eine Anzahl von älteren Herren mit Erfrischungen bedient wurden. Mit strahlendem Antlitz hatte der junge Offizier den Ballsaal verlassen, mit umwölkter Stirn trat er in das Speisezimmer, er hatte jetzt erst, aufmerksam gemacht durch den Grafen Marcolini, bemerkt, daß sich der Kammerherr von Redow seit einer geraumen Zeit schon entfernt haben müsse. Er brachte diese Entfernung mit dem Nichterscheinen jener Dame, welche er bestimmt erwartet hatte, in Verbindung, und fühlte sein Herz von trüben Ahnungen bedrückt. Die in diesem Zimmer versammelten Herren waren meistentheils Offiziere; der Hausherr, der Hofmarschall von Massow, hatte selbst im Regiment Gensd'armes gedient und als Obristlieutenant den Abschied genommen, er war durch engere oder weitere Bande der Verwandtschaft, Vetterschaft, Kameradschaft

und Freundschaft mit einer großen Anzahl von Offizieren verbunden.

Da waren Offiziere von den Infanterieregimentern des General-Feldmarschalls von Möllendorf Excellenz, des Generallieutenants Grafen von Kunheim, des Generallieutenants von Arnim, des Generallieutenants von Larisch und des Generalmajors von Winning, welche Regimenter sämmtlich zu Berlin in Garnison lagen. Zu diesen Offizieren, welche blaue Gesellschafts-Leibröcke trugen, kamen die prächtigen rothen Leibröcke der Gardes-du-Corps und Gensd'armes, so wie die rothen Spenzer vom Leibhusarenregiment Sr. Excellenz des Herrn Generallieutenants von Göckingk. Aber nicht allein Offiziere der Berliner Garnison sah man da, von allen Seiten waren sie gekommen zu dem „Kinderball bei Massow's"; hier sah man ein paar stattliche Junker in gelben Collets, das waren Kürassiere Nr. 2 von Beeren, die lagen zu Kyritz, Wusterhausen oder Perleberg in Garnison; in weißen Gesellschaftsröcken mit blauen Rabatten, das sind Leibkürassiere Nr. 3, und der hohe schlanke Jüngling im weißen Leibrock mit himmelblauen Rabatten und Aufschlägen repräsentirt allein das be-

rühmte Regiment Leibcarabiniere, und steht zu Rathenau oder Havelberg in Garnison. Auch das Feldartilleriecorps war durch seinen würdigen Chef, den Generallieutenant von Merkatz, vertreten, und außerdem wimmelte es noch von wirklichen und Titulairoffizieren von der Armee.

Lieutenant von Leist ließ sich's angelegen sein, seinem Begleiter die verschiedenen Abzeichen der preußischen Regimenter zu erklären und ihm einzelne interessante Persönlichkeiten zu bezeichnen. So stand er eine Weile mitten in dem Zimmer, während die Gäste ab- und zugingen; plötzlich stockte er mitten in seiner Rede und drehte sich rasch um, denn hinter ihm sagte eine tiefe Stimme: „Ich sage euch, es geht rückwärts mit euch Gensd'armes, seit zehn Jahren schon, seit 1793, seit ihr den General von Prittwitz, euren Chef, verloren habt, euer Regiment ist das nicht mehr, was es gewesen, es geht rückwärts mit euch Gensd'armes!"

„Die Gensd'armen gehen nie rückwärts, Herr!" rief der Lieutenant aufbrausend, indem er einen Schritt vortrat.

„Ich bitte sie, von Leist, halten sie —“ entgegnete ein Rittmeister vom Regiment Gensd'armes, indem er seine Hand begütigend auf Leist's Arm legte.

„Ihr habt ja wohl ordentlich Angst um mich, Stabsrittmeister?“ sagte ein eisgraues kleines Männlein in der rothen Johanniteruniform, indem es sich langsam nach dem jungen Offizier umwendete und denselben alsdann mit den großen Augen streng und spöttisch anblickte. Der alte Herr hatte eine frappante Aehnlichkeit mit dem alten Fritz, mit dem großen Könige, diese Aehnlichkeit zumeist imponirte dem Lieutenant. Der Alte streute eine Prise aus, dann wiederholte er: „Die Gensd'armes gehen nie rückwärts, Herr! der gefällt mir der Spruch, ist eine tapfere Truppe gewesen schon damals, als sie noch Grands-Mousquetaires hieß, ich glaub's euch auch, junger Herr, daß ihr nicht freiwillig rückwärts gehen werdet, aber wenn das Ganze rückwärts geht, dann müßt ihr doch auch mit. An eurem Regimente eben seh' ich das, es geht auch mit zurück, wie's mit der ganzen Armee zurückgeht!“

Der alte Mann nahm wieder eine Prise und

sah den Lieutenant dazu an, als wollte er ihm bis in die geheimsten Falten seines Herzens hineinblicken; Herr von Leist war verlegen und fühlte sich doch gereizt durch den Ton von höchster Ueberlegenheit, in welchem der Alte gesprochen. Der Stabsrittmeister schien das zu fühlen, er stellte die Herren einander vor, der Greis war der Landrath von Wakkerrode, Johanniter-Comthur und Major außer Diensten. Kaum hatte er des Lieutenants Namen vernommen, so fragte er hastig: „Seid ihr ein Sohn des Obristlieutenants oder des Kammerherrn?"

„Des Kammerherrn!" entgegnete der Lieutenant.

„Schade," rief der Landrath ziemlich ungenirt, „der König Friedrich konnte die Kammerherren niemals leiden und, meiner Treue! mir geht es eben so, ich dachte schon an euch einen Sohn meines alten Kameraden des Obristlieutenants von Leist zu begrüßen!"

„Mein Oheim hat keine Söhne!" bemerkte der junge Officier.

„Schlimm für ihn und gut für euch," sagte der Alte spöttisch, „da giebt's einen vollen Kasten zu erben, und das ist doch die Hauptsache, nicht?"

„Wollte dem Oheim herzlich gern einen Erben gönnen,“ meinte der Lieutenant aufrichtig, „habe mich wahrlich nicht um seine Erbschaft bekümmert.“

Der Landrath von Wackerrode hielt die Prise in der aufgehobenen Hand und blickte dem hübschen jungen Manne eine Weile scharf spähend in das frische Gesicht, dann zuckte ein wohlwollendes Lächeln um seine dünnen Lippen, er warf den Taback hin und sprach hastig: „Ich glaub's euch, Lieutenant, ich glaub's euch, ich seh's euch an, daß ihr noch nicht an eures Oheims Erbschaft gedacht habt; jetzt will ich euch auch glauben, daß ihr nicht rückwärts gehen werdet, so lange es nämlich auf euch ankommt dabei; denn seht, das ist eben die verfluchte Elendigkeit in der ganzen Menschheit jetzt, und Gott sei's geklagt, auch in der Armee, daß Groß und Klein an dem Gelde hängt und Gelderwerb und bequemes Leben als Zweck und Ziel des Strebens betrachtet. ihr, Stabsrittmeister und ihr, Lieutenant, ihr seid Beide noch so jung, euch fällt das nicht auf, ihr habt niemals andere Zeiten gesehen, ich aber habe noch Friedrich Wilhelm I. gesehen und die schweren Zeiten der großen Kriege mit durchgemacht. Ich

habe noch die Männer zu Hunderten und Tausenden gekannt, die für den König und Preußen freudig in den Tod gingen, die sich ohne auch nur eine Mahnung abzuwarten ihrer liebsten Habe entäußerten, um dem Könige und dem Vaterlande zu helfen; ja ja, Lieutenant, ich habe die Männer noch gekannt, die für den König hungern und dürsten, frieren und entbehren konnten; seht euch mal um, Stabsrittmeister, hier in diesem Saale, und dann sagt mir, von wie Vielen unter den Anwesenden ihr die Ueberzeugung habt, daß sie ihr Geld und Gut für das Vaterland opfern, daß sie ihrem Wohlleben entsagen werden, um Preußens Größe zu erhalten? Seid stille, Stabsrittmeister, schweigt, Lieutenant, ich weiß was ihr sagen wollt, von euch jungen Leuten hoffe ich etwa noch was Besseres, aber ich sage euch, mir graut vor der Zukunft, denn was über den Capitain hinaus ist in dieser Armee, das liebt den Frieden, das scheut den Krieg, das fürchtet im Kriege die Vortheile der Stellung, die reiche Einnahme zu verlieren, das hängt am faulen Leben, wie die Klette am schmutzigen Schafpelz. Unterbrecht mich nicht immer, Stabsrittmeister, ich sage euch, ihr seid nicht mehr die Armee

des großen Friedrich, aus seiner Schule sind noch ein paar Generale und Oberofficiere, die aber sind alt und stumpf geworden; ihr jungen Leute, die ihr noch keine Schwadron oder Compagnie habt, seid vielleicht noch nicht ganz verdorben, aber ihr müßt Euch erst ausweisen; Alles was zwischen euch und den alten stumpfen Generalen liegt, taugt nichts, taugt den Teufel nichts, sage ich euch, will ein paar Ausnahmen zugeben, aber allzuzahlreich sind sie nicht; mir graut vor der Zukunft!"

Heftig und zuweilen mit dem Tone der tiefsten Bekümmerniß hatte der alte Landrath diese Rede gehalten, plötzlich fragte er hastig, indem er sich selbst unterbrach: „Wer ist der Herr da? er braucht nichts zu hören von dem, was ich sage, er scheint mir ein Ausländer; was ich sage, gehört nur für preußische Ohren, gehört er zu euch, Lieutenant?"

„Graf Marcolini, ein sächsischer Diplomat!" antwortete von Leist.

„Kann die Italiener nicht leiden," schalt der Landrath verdrießlich, „weder die sächsischen, noch die

preußischen, weder die Lucchesini, noch die Marcolini, hole der Teufel alle diese Ini's! Guten Abend!"

Die Offiziere mit einem leichten Kopfnicken grüßend, entfernte sich der seltsame alte Herr, dessen eigenthümliches Wesen einen tiefen Eindruck auf den jungen Offizier gemacht hatte. Es war dem Lieutenant, als habe der Alte plötzlich mit scharfem Ruck einen Vorhang weggezogen, und es fröstelte ihn leise, indem er sich gestand: es ist wahr, der Alte hat Recht, Keiner, der eine Schwadron oder eine Compagnie hat, hat Lust zum Kriege, sie Alle sind reich und Alle wollen noch reicher werden!

„Ich bitte sie, lieber Kamerad," sagte der Stabsrittmeister Hans Friedrich Ludwig von Arnim zu dem Lieutenant, „lassen sie sich von diesem wunderlichen, aber ehrenhaften und ächt preußischen Landrathe die Laune nicht verderben. Der alte Herr hält Alles, was seit des großen Friedrichs Tode geschehen, für spottschlecht, und rühmt unaufhörlich die Leute von damals. Ich weiß, was sie sagen wollen, ich sehe es ihnen an, aber so schlimm ist's denn

doch noch nicht, wir sind immer noch die Armee des großen Friedrich, und wenn's gilt, werden wir's zeigen!"

Die beiden jungen Männer drückten sich die Hände und schieden, aber Beide nahmen die Ueberzeugung mit sich: der Alte hat Recht; auch ihnen begann zu grauen vor der Zukunft.

Unterdessen war der Kinderball allgemach beendet worden, die Königliche Familie hatte sich entfernt, die reizend costumirten Kinder waren eine Quadrille nach der andern abgetreten, die Nonnen, Mönche, Götter, Nymphen und Harlekine waren von den sorglichen Müttern, Gouvernanten, Hofmeistern und Mentoren sorglich eingewickelt in die Wagen gebracht und nach Hause in's Bett gefahren worden. Ein engerer Kreis von Freunden des Hauses und Verwandten versammelte sich um Frau von Massow; dem hätte sich Herr von Leist wohl anschließen können, er war sogar durch Verwandtschaft dazu berechtigt, aus Rücksicht auf den Grafen Marcolini aber, den der Kammerherr von Redow eigentlich ziemlich un-

höflich verlassen, entschloß er sich, Abschied zu nehmen und den sächsischen Diplomaten nach seinem Gasthofe zu begleiten.

Graf Marcolini wohnte in der „Stadt Paris“ in der Brüderstraße.

Zweites Capitel.

Die Alliirten.

„Wenn auch der Held sich selbst genug ist,
Verbunden geht es doch geschwinder!"
(Goethe.)

In seinem eigenen, sehr reich ausgestatteten Hause am Gensd'armenmarkt wohnte der Geheime Ober-Finanzrath von Reinbach, welcher unter dem milden Könige Friedrich Wilhelm II. nicht nur im General-Ober-Finanz-, Kriegs- und Domainen-Directorium, sondern auch am königlichen Hofe selbst eine sehr bedeutende Rolle gespielt hatte und noch jetzt, obgleich er vom Hofe und vom Staatsdienst zurückgezogen lebte, vielfach gesucht und besucht wurde.

Man hatte eben keine besondere Achtung vor dem Geheimen Finanzrathe, im Gegentheil, man sagte „er sei noch zur rechten Zeit gerade um seinen Abschied eingekommen;" es gingen allerlei dunkle Gerüchte über

die wenig delicate Weise, mit welcher er bei gewissen südpreußischen Güterkäufen und Verkäufen verfahren, aber das hinderte ihn nicht, zahlreiche Gesellschaft in seinem Hause zu sehen.

Die Mehrzahl der Besucher bestand aus einem starken Contingent von jenen wenig scrupulösen Menschen, welche feine Weine und ausgesuchte Speisen, leichte und lockere Unterhaltung von ihren Amphitryonen dringend verlangen, sich aber sonst um nichts kümmern; ein zweites noch ansehnlicheres Contingent der Besucher des Reinbach'schen Hauses bestand aus Personen des alten Hofes, aus Creaturen der verschiedenen Gunstdamen, die ehedem die Gewalt gehabt, und diese befanden sich in jenem Hause ganz besonders wohl, denn diesem Hausherrn gegenüber hatten sie durchaus keine Veranlassung, ihrer Vergangenheit wegen zu erröthen. Neben diesen beiden Hauptklassen von Besuchern erschienen seit einiger Zeit im Reinbach'schen Hause, jedoch etwas weniger zahlreich, junge Leute von Stande, meist Offiziere, welche um die Gunst, vielleicht auch um die Hand der Tochter vom Hause warben, die eine junge Schönheit von achtzehn Jahren war und für eine reiche Erbin galt.

Fräulein Elisabeth von Reinbach war in einer herrnhutischen Erziehungsanstalt gebildet und in derselben, nach einer Verfügung ihrer früh verstorbenen Mutter, einer geborenen Gräfin Promnitz, bis zu ihrem achtzehnten Jahre verblieben; seit wenigen Monaten erst befand sich die junge Dame wieder im väterlichen Hause, und ihr ernstes, schlichtes Wesen, auf dem noch unberührt der zarte Blüthenstaub der Jungfräulichkeit lag, die ihr die Erziehung in Gnadenfrei bewahrt, bildete einen merkwürdigen, ja, beinahe peinlichen Gegensatz zu dem frivolen Tone und den üppigen Gewohnheiten der hier verkehrenden Gesellschaft.

Besonders seltsam gestaltete sich das Verhältniß Elisabeth's zu ihrer Stiefmutter. Diese Frau war zehn oder zwölf Jahre früher auf kurze Zeit ihre Gouvernante, oder, wie man damals sagte, ihre „französische Mamsell" gewesen, und hatte es verstanden, die Gemahlin des Geheimen Finanzraths zu werden; sie spielte nun, mit Hülfe einiger Familien der französischen Colonie, aus welcher sie entsprossen, keine unbedeutende Rolle in der Berliner Gesellschaft. Elisabeth war mit dem festen Vorsatz, der Stiefmut-

ter eine treue Tochter zu sein, in das väterliche Haus zurückgekehrt, je mehr sie aber versuchte, sich der Geheimräthin zu nähern, desto mehr wich diese ihr aus. Sie wies die Stieftochter nicht ab, aber sie wich ihr aus, sie fühlte sich bedrückt in deren Gegenwart, obgleich man nicht sagen konnte, daß sie dieselbe gehaßt hätte; im Gegentheil, sie ließ es an Freundlichkeiten und Gefälligkeiten niemals fehlen, und die Verwandten von Elisabeth's Mutter, welche aus Theilnahme für das unschuldige Mädchen, das sie nur mit schweren Besorgnissen in ihres Vaters Hause sehen konnten, jetzt viel öfter die Gesellschaften des Geheimen Finanzrathes besuchten, mußten sich überzeugen, daß die junge Dame von ihrer Stiefmutter mit höchster Aufmerksamkeit und Zuvorkommenheit behandelt werde.

Uebrigens liebte der Geheime Finanzrath seine Tochter auf seine Weise sehr zärtlich; das heißt, er würde für sie nichts von seinem Wohlleben geopfert haben, aber er legte ihr bei Tafel die besten Bissen vor, sorgte verschwenderisch für ihre Toilette und nahm es sehr selbstgefällig und geschmeichelt auf,

wenn er überall, wo er erschien, den Preis seiner Tochter singen hörte.

Die Geheimräthin hatte wohl großen Einfluß auf ihren Gemahl und verfehlte nicht, denselben zu benutzen, aber derselbe ging eigentlich doch nicht weiter, als er dem Geheimen Finanzrath bequem war, und er würde eine Feindseligkeit seiner Gemahlin gegen seine Tochter in keinem Fall geduldet haben, selbst wenn die Geheimräthin zu solcher geneigt gewesen. Das aber war, wie schon bemerkt, durchaus nicht der Fall, im Gegentheil verrieth sie ihrer Stieftochter gegenüber eine gewisse, ihr sonst durchaus nicht eigene Scheu, um nicht mehr zu sagen.

Es war am Tage nach dem Kinderball bei dem Königlichen Hofmarschall, kurz nach elf Uhr Vormittags, der Besuchsstunde der vornehmen Welt, als der Lieutenant von Leist sich bei Frau Geheimräthin von Reinbach melden ließ.

Der junge Edelmann hatte nicht Acht, daß er heute nicht in das gewöhnliche Empfangszimmer, sondern geradezu in das Boudoir der Dame vom Hause geführt wurde.

Wenn man aus der Einrichtung und Anord-

nung eines Zimmers einen Rückschluß auf den Charakter des Bewohners machen darf, so sprach dieses Boudoir nicht sehr zu Gunsten seiner Bewohnerin; es war darin alles zwar außerordentlich sauber gehalten, zugleich aber war auch alles eng, klein und frostig. Die Papiertapete zeigte ein kaltes Blau, die Möbeln gerade Linien, scharfe Kanten, spitze Ecken; die Bilder an den Wänden, meist schöne oder doch werthvolle Kupferstiche, verriethen in ihrer fast barocken Zusammenstellung einen absoluten Mangel an Geschmack. Die Einrichtung des Zimmers ließ auf kleine Gesinnung und Engherzigkeit der Bewohnerin schließen.

Das waren zwar nicht die Gedanken des Lieutenants, als er sich in dieses Gemach geführt sah, dennoch aber machte die Einrichtung desselben einen unangenehmen Eindruck auf ihn, er mißfiel sich darin, obgleich er sich den Grund dieses Mißfallens nicht klar machte. Er hatte übrigens dazu auch keine Zeit, denn er hatte kaum einige flüchtige Blicke um sich geworfen, als die Geheimräthin von Reinbach aus der Thür gegenüber eintrat.

„Sie wundern sich, daß ich Sie hierher zu mir

habe führen lassen," sagte die Dame mit verbindlichem Gruße, indem sie zugleich die Hand des Lieutenants faßte und ihn einlud, neben ihr auf einer entsetzlich hart gepolsterten Bank Platz zu nehmen.

Die Geheimräthin von Reinbach war allerdings keine Schönheit, aber sie sah aus, als sei sie eine Schönheit gewesen und habe sich immerhin noch ganz bemerkenswerthe Reste derselben erhalten; sie war zwar noch unter der Mittelgröße der Frauen, und ihre Fülle zeigte sich allerdings etwas derb, aber sie hatte trotzdem einen sehr zierlichen Fuß, schöne Arme und Hände; auch ihr Antlitz war noch immer hübsch zu nennen, obwohl es etwas zu sehr geröthet war. Um ihren wohlgeformten Mund spielte ein eigenthümliches Lächeln, welches nicht unschön gewesen wäre, wenn es sich nicht verdächtig gemacht hätte durch die eiserne Consequenz, mit welcher es seinen Platz behauptete; nur wenige Menschen hatten die Geheimräthin ohne dieses Lächeln gesehen. Die Augen der Dame waren mandelförmig geschnitten, aber von unbestimmter Farbe, der Blick dreist und durchdringend. Die Kleidung der Geheimräthin war zu sichtlich berechnet und zu jugendlich, um die Ansprüche des gu-

ten Geschmacks zu befriedigen, aber man konnte eigentlich nicht sagen, daß die glatte Robe von himmelblauer Seide ihr schlecht gestanden hätte, oder das reich mit Spitzen besetzte Fichu, das nach der Mode des Tages lose um den Hals geschlagen, hinten in lockerem Zipfel bis zur Taille niederhing, vorn aber über einander gelegt mit beiden Zipfeln in das Gürtelband eingesteckt und also befestigt war.

Der Lieutenant hatte neben der Dame Platz genommen; er hatte gar nicht bemerkt, daß sie ihm die Hand beinahe zärtlich gedrückt, als sie ihn zu der Polsterbank führte, aber er konnte die Blicke nicht unbemerkt lassen, mit denen sie ihn musterte. Diese Blicke setzten ihn fast in Verlegenheit, denn wenn der junge Edelmann auch furchtlos und verwegen war, so war er doch auch in gewisser Weise noch immer blöde.

„Herr von Leist," begann die Geheimräthin, indem sie ihre mit vielen Ringen geschmückte hübsche Hand auf den Arm des Offiziers legte, „sie sind mit Recht verwundert, daß ich sie hierher habe führen lassen, in das Boudoir einer alten Frau, während sie nur kamen, um einer jungen Schönheit den Hof

zu machen. Verwundert mögen sie darüber sein, zürnen aber werden sie mir nicht, wenn ich ihnen sage, daß ich ihre Bundesgenossin bin. Bitte, lieber Leist —," die Dame drückte dem Lieutenant, der im Begriff war, zu sprechen, die weiche Hand auf den Mund und legte in diese Bewegung einen solchen Reiz, daß dem Lieutenant das Blut in's Gesicht stieg und er sich nicht enthalten konnte, die hübsche Hand zu küssen, die viel länger mit sanftem Druck auf seinen Lippen lag, als zu der kleinen Demonstration nöthig gewesen wäre.

„Ich will ihnen helfen, Herr von Leist," fuhr die Dame fort, nachdem sie ihre Hand zurückgezogen, „sie lieben Betty, meine Stieftochter, sie haben der Kleinen noch kein Geständniß gemacht, aber wenn sie es gethan hätten, so würden sie nur eine höchst unbefriedigende Antwort erhalten haben; dennoch ist ihnen Betty nicht abgeneigt, ja, ich möchte behaupten, daß tief in der Seele meiner Stieftochter eine Neigung für sie schlummert. Das ist der erste Grund, der mich bestimmt, ihre Bundesgenossin zu werden; ich freue mich, daß sie nicht spöttisch lächeln zu meinem Antrag, daß sie nicht in fader Selbstüber=

schätzung, wie die meisten unserer jungen Herren, sich für unwiderstehlich halten. Ich glaube, daß meine Stieftochter eine Neigung für sie hat, deren dieselbe sich freilich jetzt noch kaum bewußt sein mag, und ich bin überzeugt, daß Betty keine bessere Wahl treffen kann, nein! ich will ihnen nicht schmeicheln, Herr von Leist, aber ich will ihnen helfen. Sie bedürfen der Hülfe, sie haben einen Nebenbuhler, ich brauche ihnen nicht zu sagen, daß der Kammerherr von Redow ein gefährlicher Gegner ist; wer liebt, der weiß auch seine Nebenbuhler instinctmäßig richtig zu schätzen, aber sie wissen noch nicht, daß derselbe einige Vortheile vor ihnen voraus hat, die bei einem jungen Mädchen, das wie Betty bei den Herrnhutern erzogen, immerhin schwer wiegen."

Die Geheimräthin hielt einen Augenblick inne, und der junge Officier hatte Gelegenheit, ihr seine Dankbarkeit für die Theilnahme zu betheuern, welche sie ihm zeige. Er that das mehr wortreich, als eigentlich aufrichtig; denn obwohl er die Bundesgenossenschaft, die ihm da angetragen wurde, nicht abzulehnen wagte, so konnte er doch eine dunkle Ahnung nicht unterdrücken, daß die Beweggründe der Frau

mit dem ewigen falschen Lächeln sehr unlautere sein möchten.

„Herr von Redow hat den Vater auf seiner Seite,“ fuhr die Geheimräthin fort, nachdem sie den Dank des Lieutenants, dessen Werth sie augenblicklich erkannte, abgelehnt hatte, „und Betty wird niemals einem andern Manne angehören, als dem, den ihr der Vater zuführt, aber er hat jetzt auch die Tochter für sich und, seltsam, Vater und Tochter aus demselben Grunde. Diesen Grund will ich ihnen mittheilen, Herr von Leist, er ist die erste Subsidie ihrer Bundesgenossin. Sie sind Soldat, Herr Alliirter, sie sind ein eifriger Patriot dazu, in beiden Eigenschaften hassen sie Frankreich und wünschen einen Krieg mit Frankreich; mein Gemahl dagegen nennt sich einen Weltbürger und liebt die Franzosen, darum ist er für den Frieden um jeden Preis; der Kammerherr von Redow ist auch für den Frieden, warum, weiß ich nicht, er ist nicht Weltbürger, er liebt auch die Franzosen nicht, er hat sich über seine Gründe nicht ausgesprochen; sie wissen, er zeigt gern eine geheimnißvolle Maske. Mein Gemahl und Herr von Redow sind also, wenn auch wahrscheinlich aus ver-

schiedenen Gründen, für die Aufrechterhaltung des Friedens, für engen Anschluß an Frankreich, und Betty ist auch für den Frieden, lediglich weil sie das Blutvergießen ganz abscheulich findet, den Krieg als gottlos verwirft, ihn für schriftwidrig hält. Das junge Mädchen sprach sich noch gestern höchst entschieden in diesem Sinne aus, und da jetzt unaufhörlich die politische Haltung Preußens zu oder gegen Frankreich besprochen wird, so haben sie gewiß bald Gelegenheit, sich selbst von Betty's Meinung zu überzeugen. Ich sehe, daß sie diese Umstände nicht gering schätzen, und freue mich darüber, denn nun werden sie auch die große Bedeutung des weitern Vortheils erkennen, den Herr von Redow hat. Der Kammerherr ist oder scheint unbefriedigt, traurig, melancholisch, er erregt Aufsehen damit, denn man hat den Lebemann von sonst noch nicht ganz vergessen; nun ist Betty auf den Gedanken gekommen, der Kammerherr fühle sich unglücklich ob der Hohlheit und Nichtigkeit des irdischen Treibens, er fühle Gewissensbisse wegen seines bisherigen Lebenswandels, sie hegt den Wunsch, ihn zu retten, indem sie ihn für ihre religiösen Ansichten gewinnt; kurz heraus, sie

will ihn bekehren. Das aber wird ihr wenigstens anscheinend um so leichter gelingen, als der Kammerherr ebenfalls in einer herrnhutischen Anstalt gebildet worden ist; fromme Erinnerungen seiner Kindheit mögen in dem übersättigten Manne wieder aufwachen bei Betty's Erzählungen von dem herrnhutischen Leben, sie wird den Kammerherrn bekehren, und wenn sie ihn bekehrt hat, dann wird sie ihn lieben, weil der Schöpfer sein Werk liebt!"

„Also ist keine Hoffnung mehr für mich?" jammerte der junge Edelmann etwas trivial und blickte niedergeschlagen vor sich hin; was er hörte, mußte einen tiefen Eindruck auf ihn machen.

„Bin ich nicht ihre Bundesgenossin?" fragte die Geheimräthin zärtlichen Tones. Der Lieutenant blickte sie fragend an.

„Muthig, lieber Alliirter," ermahnte die gewandte Dame, die nun, nachdem sie dem Verliebten die Größe der Gefahr nachgewiesen hatte, sich als desto mächtigere Helferin zeigte, „noch ist nichts verloren, sie müssen sich auch bekehren lassen!"

„Herrnhuter werde ich nie!" versetzte der Lieutenant rasch, indem er wie von einem Scorpion ge-

bissen auffuhr und mit weit blitzenden Augen die Dame anstrahlte, „sie sagen, der Ahnherr meines Hauses sei der letzte heidnische Edelmann im Lande gewesen, und als er endlich sich der besseren Ueberzeugung nicht länger habe verschließen können, da habe er sich zwar taufen lassen mit seinem ganzen Hause, sei aber am selben Tage noch gestorben. Ich weiß nicht, ob das wahr ist, denn es ist schon zu lange her, das aber ist sicher, daß der Stammvater unserer Linie, gleich mir Hans Dinnies geheißen, im Jahre seines Uebertritts zu den Evangelischen verstorben ist, und zwar aus Kummer über seinen Uebertritt, obwohl er nur seiner Ueberzeugung folgte. So zuwider ist uns, die wir vom Hause Leist kommen, aller Uebertritt und Wechsel, und nun gar Herrnhuter! Ich hab's vergessen, was mir unser Pastor von den Herrnhutern erzählt hat, ich weiß aber ganz genau, daß das Sectirer sind!"

Das Wort „Sectirer" sprach der Lieutenant aus, als sei es etwas ganz Entsetzliches; der Unterricht des ehrlichen Pastoris loci im heimathlichen Dorfe war auch nach dieser Richtung hin, wie man sieht, nicht ganz unfruchtbar geblieben.

Es war ein ganz eigenthümlicher Ton, in welchem Herr von Leist seinen Abscheu, sich bekehren zu lassen, aussprach, es war da noch ein Ton darin von dem uralten Racestolz des heidnischen Wendenhäuptlings, das zähe Festhalten kam als charakteristisches Merkmal zum Vorschein, und das war so ungewöhnlich damals, daß es die kluge Geheimräthin höchlich überraschte; einen Moment gab sogar das anmuthige Lächeln seinen Posten auf, es kehrte aber alsbald zurück, und leise kopfschüttelnd sagte die Geheimräthin: „Ei, ei, welche Hartnäckigkeit! Das Bekehren ist da nicht so wörtlich zu nehmen, ich meinte nur —"

Die Dame hielt inne und schwieg, ja sie schlug eine Secunde lang die Augen nieder, denn der Lieutenant blickte sie mit seinen großen feurigen braunen Augen so tapfer an, daß sie trotz ihrer Dreistigkeit nicht wagte, ihm zu sagen, daß er sich nur so stellen solle, als sei er bekehrt.

„Vermeiden sie mit meinem Gemahl und meiner Stieftochter vom Kriege zu reden," nahm die Geheimräthin, nachdem sie sich gefaßt, das Wort wieder, „der Kammerherr, der sie als Nebenbuhler

vielleicht jetzt schon fürchtet, sucht sie gern zu diesem Gespräch zu verlocken; vermeiden sie diese Falle, lieber Herr von Leist, und verlassen sie sich weiter auf ihre Bundesgenossin, sie werden endlich Betty's Herz gewinnen. Jetzt aber lassen sie uns hinüber gehen, es sind gewiß Leute da, und was wird man sagen, wenn man erfährt, daß ich ein tête-à-tête mit einem jungen Officier vom Regiment Gensd'armes gehabt habe?"

Die Geheimräthin sagte das mit einer Schalkhaftigkeit, die besser zu ihrem jugendlichen Anzug, als zu ihrer sonstigen Reife paßte, darauf erhob sie sich, reichte dem Lieutenant ihre Wange zum Kuß und flüsterte verlockend: „Sie küssen ihre künftige Schwiegermutter!" dann setzte sie laut hinzu: „ich bitte, Herr von Leist, folgen sie mir!"

Sie ging voran, der junge Officier folgte ihr, von widerstreitenden Empfindungen bewegt, durch einige Gemächer in das Empfangszimmer, in welchem mehrere Personen sich unterhielten, welche Vormittagsbesuche im Hause des Geheimen Finanzrathes zu machen pflegten, hauptsächlich um Fräulein Elisabeth

zu sehen, welche in den größeren Abendgesellschaften ihres Vaters ziemlich selten erschien.

Der Geheime Finanzrath, ein sonst stattlicher Mann von starkem Embonpoint, mit listigen kleinen Augen in dem fetten, verschwommenen Gesichte, in einem eleganten und selbst geschmackvollen Stadtkleide, aber doch sehr bequem gekleidet, schritt seiner Gemahlin entgegen und fragte: „wo ist unsere liebe Babette, m'amie?"

„Ich glaubte sie schon zu finden," entgegnete die Geheimräthin, indem sie die Grüße der Versammelten empfing und erwiederte, Betty ist mit einigen Damen und Excellenz von Bischoffswerder nach dem Stralauer Viertel gefahren, um den Wintergarten der Gebrüder Bouché zu sehen, die Excellenz hat mir versprochen, Betty selbst zurück zu bringen."

Fräulein Elisabeth von Reinbach hatte das Unglück, daß Niemand ihr den schönen Namen ließ, den sie in der Taufe erhalten, der französelnde Deutsche, ihr Vater, nannte sie Babette, die Geheimräthin, eine Deutsch-Französin, engländerte gern und nannte sie Betty; Herr von Brinkmann, Attaché bei der schwedischen Gesandtschaft, ein buckliger Schöngeist, hatte sie

unter dem nordischen Namen Lisa angesungen; die Verwandten von Mutterseite pflegten sie nach dieser Lisette zu nennen, und ein junger poetischer Edelmann, der zuweilen mit Tieck zusammen kam, bestand auf der Lesart Elsbeth. Und so gings weiter, Jeder gab dem jungen Mädchen, das seinen schönen Namen so lieb hatte, einen Spottnamen, denn nicht viel anders betrachtete Elisabeth diese Verstümmelungen, und vielleicht hatte sich der Lieutenant von Leist seine ersten Ansprüche erworben lediglich dadurch, daß er den Namen Elisabeth niemals verkürzte oder abänderte, sondern ihn stets mit größester Gewissenhaftigkeit voll und ganz auszusprechen pflegte.

Unter den Vormittagsbesuchern befand sich wie gewöhnlich auch der Kammerherr von Redow; fast noch bleicher und gleichgültiger, noch düsterer und unzufriedener als sonst, — wenn das möglich, — lehnte der Kammerherr am Fenster. Die Geheimräthin bemerkte das und schrieb es der Abwesenheit Elisabeth's zu. Sie haßte diesen Mann, sie fand Vergnügen daran ihn zu reizen und zu kränken; an dem jungen Officier dagegen hatte sie vielleicht ein flüchtiges sinnliches Gefallen gefunden, eigentlich war

er ihr wohl gleichgültig, denn sie gehörte zu den gefährlichen Frauen, welche zwar wollüstig sind, aber nicht aus Temperament, sondern aus Berechnung; der Herr von Leist war ihr gewiß ziemlich gleichgültig, aber jetzt echauffirte sie sich für ihn, weil sie sich durch ihn an dem Kammerherrn von Redow zu rächen trachtete.

„Sie sehen heute wirklich recht elend aus, mein armer Herr von Redow?“ sagte die Dame mit dem honigsüßesten Tone höhnischer Theilnahme. Sie wußte, daß sie ihm damit eine Herausforderung hinschleuderte, denn sie wußte, wie verhaßt dem Kammerherrn die Aeußerungen über seine Veränderung waren, die er nur zu oft hören mußte; aber sie wollte herausfordern, die streitbare Dame war wohl geübt in diesem Kampfe, sie liebte diese gefährlichen Scharmützel, in denen zuweilen Worte fallen, die zum Tode treffen.

Der Kammerherr antwortete heute auf die Herausforderung mit einem eiskalten Blick und einer leichten Verbeugung.

„Ah! ich vergaß, daß sie zur Friedenspartei gehören!“ sprach die Geheimräthin ganz leise und

langsam, indem sie dicht vor den Kammerherrn trat, sie lächelte — aber wie Gifttropfen in den Trank fallen, so fielen diese Worte einzeln und schwer von den Lippen dieser Frau.

Der Kammerherr machte eine leichte Handbewegung, wie als wolle er sagen: „Du hast's gewollt, jetzt nimm dich in Acht!" Dann antwortete er laut, so laut, daß seine sonst verschleierte Stimme in klaren, scharfen Tönen durchbrach: „Sie würden sich über mein elendes Aussehen nicht wundern, Madame, wenn sie wüßten, was mir in dieser Nacht begegnet ist, denn mir ist etwas ganz Entsetzliches zugestoßen."

„Er hat sich wie gewöhnlich betrunken und ist unter den Tisch gefallen!" sagte die Geheimräthin leise zu ihrem Gemahl, der ganz der nämlichen Ansicht zu sein schien und lächelnd auf den Kammerherrn blickte, der nun von allen Anwesenden umringt und mit Bitten bestürmt wurde, zu erzählen, was ihm Entsetzliches begegnet sei. Er entschloß sich rasch dazu und versprach sein Ereigniß mitzutheilen, wenn man sich begnüge mit dem was er sage und keine weitere Fragen an ihn zu richten versprechen wolle. Er erhielt diese Versicherung.

„Gestern Abend,“ begann der Kammerherr, indem er nach seiner gewöhnlichen Weise der Geheimräthin, die ihm anmuthig zulächelte, stier in's Gesicht sah, „befand ich mich auf einem Ball, von dem Ball trieb's mich hinweg, ich fand keine Freude an den lachenden Kindergesichtern, und der blendende Kerzenglanz that meinen Augen weh; ich ging hinaus, nahm meinen Roquelaure um und wandelte durch die schmutzigen Straßen, in denen der Schnee schmolz, die Dämmerung that mir wohl und die Dunkelheit noch wohler; da stand ich in tiefstem Schatten plötzlich vor einer verschlossenen Thür, eben wollte ich zurücktreten und mich zu orientiren suchen, denn ich wußte in der That nicht, wo ich war, als sich die Thür öffnete und eine rauhe Stimme sagte: die Herren kommen eben, ich höre schon den Wagen rollen, rasch! Ich merkte wohl, daß der Mann mich für einen Andern nahm, aber ich trat ein, und ich stand auf dem Neustädter Kirchhofe, riesig fielen die schwarzen Schatten der Dorotheenkirche auf die dichten Reihen der dünnbeschneieten Grabhügel“ —

Der Kammerherr hielt einen Augenblick inne ohne jedoch das Auge von der Geheimräthin zu ver-

wenden; diese lächelte immer noch, obgleich die andern Anwesenden und der Geheime Finanzrath voran sehr bedenkliche Mienen machten, als der Kammerherr des Gottesackers gedachte.

„Ich hörte," fuhr Herr von Redow fort, „daß ein Wagen vor der Thür anhielt, und gleich darauf erschienen sechs bis acht Personen, in dunkle Mäntel gehüllt, welche ihren Weg nach einem Grabhügel nahmen, auf welchem eine Laterne stand; ich schloß mich diesen Personen an, hinter denen die Kirchhofsthür sofort gesperrt wurde. Jetzt erst bemerkte ich, daß in Mitten der Männer eine Frau ging, und sah, daß auf mehreren Grabhügeln ringsum, regungslos wie Bildsäulen, Polizei-Beamte standen. Es herrschte eine entsetzlich tiefe Stille rings, man hörte deutlich den leisen Zug des Nachtwindes, der über die Gräber wehete. Wir standen, denn ich hatte, wie gesagt, mich der Gruppe angeschlossen, an einem wieder aufgeworfenen Grabe; die Handleuchte des Küsters brannte mit mattem Schein auf dem ausgescharrten Erdhaufen, und schweigend blickte der grauhaarige Kirchendiener hinunter in die Gruft. Jetzt wendete sich Einer der verhüllten Männer an die Frau und

fragte mit ernster Stimme: Sagen sie uns, ob das die Stelle ist, wo vor drei Jahren ihr Gemahl bestattet wurde? Kaltes Entsetzen kam über mich bei dieser Frage, jetzt erst erkannte ich bei dem trügerischen Schein der Laterne diese unselige Geheimräthin Ursinus, die man beschuldigt, ihren Gemahl, ihre Tante, ihren Bedienten mit Gift ermordet zu haben. Da stand die unglückliche Frau, das Gesicht halb verhüllt durch eine tiefe Nachthaube, in einem dunkelfarbigen Negligé, das statt der Nadeln nur mit Bändern befestigt war; da stand sie, einsam, ohne Freunde, ohne Freundinnen, ohne Anbeter, sie stand zwischen Todten und Lebendigen, und die Lebendigen riefen die Todten herauf aus ihren Gräbern, auf daß sie Zeugniß ablegten wider die Giftmischerin. Als ich diese Frau zum letzten Male sah, da huldigte Alles der liebenswürdigen Wittwe, da hatte sie Freunde und Anbeter, da trug sie Sammet und Seide, und Brillanten funkelten in ihrem Haar und an ihrem Busen, da war ihre Rede laut und geistreich, ihre Antworten waren keck und treffend; gestern Nacht aber neigte sie auf die Frage des Criminalrichters mehr müde als bejahend ihr Haupt und

deutete mit einer Hand, die im fahlen Laternenlicht wie eine Todtenhand schimmerte, auf das offene Grab. Der Todtengräber erkannte das Grab, das er aufgeworfen, der Tischler den Sarg, den er auf Bestellung der Angeklagten für den Geheimrath Ursinus gemacht, an. Darauf wurde der Sarg aufgewunden aus der Tiefe des Grabes, weit hin tönte das Rauschen der anziehenden Stricke in der Stille der Nacht —"

„Erlassen sie uns das Weitere!" rief der Geheime Finanzrath unterbrechend.

„Nein, ich bitte, lassen sie sich nicht stören, Herr von Redow," drängte die Geheimräthin, „sie wissen, daß ich in früherer Zeit mit jener unglücklichen Frau befreundet war, mich interessirt Alles, was sie betrifft."

Der Lieutenant von Leist, der etwas zur Seite stand, blickte verwundert auf und sah die Geheimräthin an, denn die Stimme der Frau klang ihm plötzlich ganz anders als bisher; er sah sie an, das Lächeln war verschwunden aus ihrem Antlitz, und er glaubte einen Schweißtropfen wahrzunehmen an

ihrer Schläfe. Außer ihm achtete Niemand auf die Dame, aller Augen hingen an dem Erzähler.

„Ich bin gleich zu Ende," fuhr der Kammerherr fort und starrte mit einem beinahe gespenstisch leeren und empörend gleichgültigen Ausdruck der Geheimräthin ins Gesicht; „man trug den Sarg in die Sacristei der Kirche, dort wurde ein Protocoll aufgenommen, der Sarg geöffnet, und nun mußte diese Frau zu dem halbverwes'ten Leichnam treten und selbst einige charakteristische Zeichen angeben und aufsuchen, an denen sie mit Gewißheit erkenne, daß dieser Cadaver der ihres Gemahls sei. Es war das eine ganz entsetzliche Scene! Die Schuldlosen, die den Sarg umstanden, schauderten und bebten, sie, auf welcher der Verdacht des Mordes lag, sie that ruhig, langsam, mechanisch fast, was ihr der Criminalrichter befahl. Auch der Bediente, den sie mit Gift hat umbringen wollen, war bei diesem Vorgange zugegen, er mußte eidlich erhärten, daß dieser Leichnam der seines ehemaligen Brodherrn sei. Stand die Frau wirklich da zwischen ihren Opfern? zwischen dem, welches ihrem Gift erlegen, und dem, welches noch

einmal glücklich ihrem Gift entgangen? Das war die Frage, welche die Criminalbeamten zu lösen hatten und die Physiker, denen jetzt der Leichnam übergeben wurde, auf daß sie ihn einer Untersuchung nach den Regeln ihrer Wissenschaft unterwürfen. Ich sah, wie die Giftmischerin, denn für mich ist die Frage gelöst und sie ist schuldig, das Protocoll unterschrieb; langsam aber sicher gab sie ihre Unterschrift, ihre Hand zitterte vielleicht nicht einmal, als sie ihrem Gemahl das Gift einrührte, warum sollte sie zittern bei der Unterzeichnung eines Protocolls? Ich blieb an der Thür stehen, als man sie zurück führte, man mußte sie in den Wagen heben. Ich sah sie mit einer großen innerlichen Befriedigung davon fahren, ich lauschte mit Vergnügen dem verklingenden Rollen des Wagens. Seit diese große Verbrecherin entfernt war, hatten Kirchhof und Nacht ihre Schrecken für mich verloren, aber ich befand mich in einer Aufregung, wie ich sie seit manchem Jahre nicht wahrgenommen an mir. Gegen drei Uhr Morgens kam ich nach Hause, ich vermochte nicht, mich niederzulegen; bis es wiederum hell wurde, bin ich auf und ab gegangen in meinem Zimmer. Ich denke, Frau Geheim=

räthin, das Entsetzen dieser Nacht wird mein elendes Aussehen vom heutigen Morgen entschuldigen?"

„Vollkommen!" antwortete die Dame ruhig, und das ewige Lächeln schwebte wieder um ihren Mund. Wie ein Held, der die Todeswunde empfangen hat und gewaltig den Schmerz überwindend nichts denkt und sinnt als Rache an seinem Feind, so stand die Geheimräthin vor dem Kammerherrn. Sie fühlte sich getroffen, getroffen bis in ihr innerstes und geheimstes Leben hinein, aber sie schwankte nur einen Moment, blitzschnell ging dieser Augenblick der Schwäche vorüber, selbst der Kammerherr hatte ihn nicht bemerkt, dann stand sie wieder aufrecht, und an ihrer festen Haltung sah Herr von Redow, welche Gegnerschaft ihm drohe.

Die Unterhaltung der Gesellschaft drehte sich von nun an fast ausschließlich um die Giftmischerin, die ja noch vor Kurzem in Berlin zur besten Gesellschaft gehört und auch das Haus des Geheimen Finanzraths besucht hatte. Herr von Leist, der gern die Rückkehr Elisabeths erwartet hätte, mußte sich empfehlen, ein Dienstgeschäft rief ihn ab, er schritt wie ein Träumender über den Gensd'armenmarkt,

und erst als er unter den Linden war, besann er sich, daß er nach den Ställen seines Regimentes zu gehen hatte. Unwillkürlich, ohne davon ein Bewußtsein zu haben, hatte er den richtigen Weg eingeschlagen.

Was ist's mit dieser Frau? fragte sich der junge Edelmann, als er die Ställe hinter der Akademie erreichte; sie will Elisabeth verheirathen, die junge Schönheit aus dem Hause entfernen, das verlangt die Eitelkeit der koketten Frau, die Vergleichungen zwischen Stieftochter und Stiefmutter fallen gar zu schlimm für sie aus — ich kann's ihr nicht verdenken, sie will mich zum Stiefschwiegersohn, mich lieber als den Redow, auch das kann ich ihr nicht verdenken, finde es sogar sehr natürlich; Redow ist nichts mehr, seit er von Dresden zurück ist, vielleicht ist er niemals etwas Ordentliches gewesen. Wenn ich nur mein Wort nicht gegeben hätte, ich würde diesem Kammerherrn schon die Wege zeigen! Es ist mit dieser Frau etwas Besonderes, ihr Haß gegen den Kammerherrn und der des Kammerherrn gegen sie müssen aus einer ganz seltsamen Quelle entspringen. Nun, wir Leiste haben noch immer für

Leute gegolten, welche es verstehen, ihre Augen offen zu halten; ich mag diese Frau nicht zur Alliirten, ich mag nichts mit ihr zu thun haben, und die schöne Elisabeth will ich dem Redow, und wenn er der Teufel selbst wäre, dennoch abgewinnen!

Mit diesem männlichen Entschluß trat der Lieutenant ordonnanzmäßig ein; die Stallwache salutirte und machte ihren Bericht.

Drittes Capitel.

Vom Eis auf's Eis.

„Ueberall ist Glanz und Schimmer,
Glätter wird es, glätter immer."
(Renouard.)

Die ganze Fläche der Spree im Thiergarten bis zum Unterbaum, an den Zelten und dem Exercierplatz entlang, war ein ungeheurer Spiegel, für dessen stets blanke Politur durch Abkehren des Schnee's und Aufgießen von Wasser bei einbrechender Dunkelheit die Gesellschaft der Eisvögel sorgte, ein Verein von Officieren der Berliner Garnison, jüngern Mitgliedern des diplomatischen Corps und andern Cavalieren, welcher das Schlittenfahren und Schlittschuhlaufen mit großer Wichtigkeit und einem oft an Feierlichkeit grenzenden Ernst betrieb. Heute war

prachtvolles Wetter, alle Bäume prangten in einem zarten weißen Flockenschmuck von Reif, und in dem hellen Sonnenschein glitzerte die Fläche der Eisbahn und funkelte in tausend Lichtstrahlenbrechungen.

Die blanke Fläche wimmelte von Menschen, Schlittschuhläufern und selbst Schlittschuhläuferinnen, von denen viele ein wahres Virtuosenthum in dieser nordischen Kunst entwickelten, die Klopstock und Goethe so lustig geübt und so ernsthaft empfohlen haben. Die Mitglieder der Gesellschaft der Eisvögel, an den breiten, weithin leuchtenden orangegelben Schärpen, die sie von der rechten Schulter bis zur linken Hüfte trugen, kenntlich, thaten es natürlich in Kunst, Ausdauer und Gewandtheit allen übrigen zuvor und übten eine Art von Aufsicht zur Erhaltung der Ordnung auf der Eisbahn.

Lieutenant von Leist gehört zur Gesellschaft der Eisvögel, die Orangeschärpe flattert um seinen Pelz, und überglücklich stößt er einen leichten Schlitten vor sich hin, der die Form eines Schwanes hat und heute wirklich auch einen Schwan trägt. Blitzschnell und doch vollkommen sicher führt der junge Officier das überaus zierliche Gefährt über den glatten Spie-

gel, sorglich jedem Anstoß ausweichend, an denen es andern, weniger geschickten Schlittenführern nicht fehlt in dem Gewühl. Es giebt da Intermezzo's, die ganz bedenklich sein würden, wenn sich die Damen nicht vorsorglich bei ihrer Schlittenfahrttoilette auf allerlei Un- und Umfälle eingerichtet hätten.

Tauben und Tiger, Pfauen und Drachen, Löwen und Sperlinge und andere mehr oder minder glücklich geformte Thiergestalten sausten über die Eisfläche, von all diesen vielen Schlitten aber wurde keiner so anmuthig und sicher geführt wie der Schwan, in welchem Fräulein Elisabeth von Reinbach thronte, dicht in einen mit Schwan ausgeschlagenen schwarzen Sammet-Mantel gehüllt, an welchem eine Kaputze befestigt war, welche über das zierliche Köpfchen gezogen, nur das edelliebliche und jugendlichzarte Antlitz sehen ließ, das jetzt stärker geröthet von der frischen Luft und der erfrischenden Bewegung, einen Ausdruck glücklichen Wohlbefindens und erfreulichen Behagens trug, den es sonst nicht immer zeigte.

Die Stärke, die Sicherheit und die Gewandtheit des Mannes imponiren dem Frauenzimmer immer; Fräulein Elisabeth war der Einladung des

Lieutenants von Leist zu dieser Eisfahrt erst gefolgt, als ihr die Stiefmutter einen Wink gab; sie kannte das Vergnügen noch nicht, und der Lieutenant von Leist hatte bis jetzt auch nicht einen solchen Eindruck auf sie gemacht, daß sie lediglich seinetwegen etwas zu thun sich bewogen gefunden hätte.

Sie zeigte sich in dem zierlichen und reichen Schlitten anfänglich auch ziemlich verzagt und blieb lange sehr schweigsam; als sie aber nach und nach bemerkte, daß der Cavalier, der sie führte, an Kraft und Gewandtheit bedeutend hervorrage über die andern Schlittenführer, als sie sich immer sicherer dahinsausen fühlte, während so manchen Schlitten neben ihr schwere Unfälle trafen, da begann die junge Schüchternheit Gefallen zu finden an dem anmuthigen Spiel; sie fühlte sich erfrischt und angeregt durch die rasche Bewegung, und je mehr sie das fühlte, um desto freundlicher lauschte sie auch den kurzen und galanten Reden, welche ihr Cavalier an sie richtete, um desto gütiger antwortete sie; halb seitwärts beugte sie dann auch zuweilen ihr holdernstes Antlitz zurück, um sich umzusehen nach dem Cavalier, der glückselig niederschaute in diese milden, tiefen, braunen Augen, die

sie zu ihm aufschlug. Das war ein eigenthümliches Antlitz für ein junges Mädchen, das hatte stolze, ernste Formen, wie das Antlitz einer älteren Frau, und doch war ein Ausdruck darin weich und glücklich wie der eines Kindes. Gewiß war Fräulein Elisabeth keine Schönheit in gewöhnlichem Sinn, sie war gar keine Schönheit eigentlich, aber Jedermann hielt sie für eine solche und nannte sie eine solche, weil Niemand eine scharfe Bezeichnung zu finden vermochte für den eigenthümlichen aber ächt weiblichen Reiz, der hier zur Erscheinung kam.

Herr von Leist hatte, wie wir wissen, die Bundesgenossenschaft der Geheimräthin ablehnen wollen, aber er hatte es nicht vermocht, und jetzt war er schon so weit mit ihr, daß er sich ihr auf's Tiefste verpflichtet fühlte; sie war es auch gewesen, seine treue und kluge Bundesgenossin, die ihm zuraunte, — führen sie Betty auf die Eisbahn, Herr von Redow kann nicht Schlittschuh laufen. — Es war das ein glücklicher Zug; die Kraft, die Ausdauer, die Gewandtheit, welche der junge Officier an den Tag legte, imponirten dem jungen Fräulein, er machte zum

ersten Male wirklich Eindruck, und fühlte es. Welche Glückseligkeit!

Damen und Herren von des Fräuleins Verwandtschaft, welche mit ihr gekommen waren, hatten das Vergnügen längst eingestellt und hätten gern die Eisbahn verlassen, aber es war ihnen nicht möglich, den „Schwan“ einzuholen, denn Herr von Leist wollte seine liebe Dame gern so lange als möglich behalten; mit Schnelligkeit und Gewandtheit entzog er sich immer und immer wieder allen Nachstellungen, obwohl sechs bis acht Herren geradezu Jagd auf ihn machten. Leist winkte verstohlen seinen Kameraden; die Mitglieder der Gesellschaft der Eisvögel sausten in weiten Kreisen schützend um den Schwan und deckten ihn gegen seine Verfolger.

Auch Fräulein Elisabeth bemerkte endlich, daß eine ordentliche Jagd sie verfolge; sie war entzückt über das neue Spiel, in welchem Herr von Leist Gelegenheit hatte, seine volle Gewandtheit und seine gewaltige Stärke zu entwickeln. Lächelnd beugte sich Fräulein Elisabeth rückwärts und sprach mit sanfter Stimme: „Sie dürfen mich nicht ihre Mitschuldige

nennen, Herr von Leist, denn ich bin ja ganz in ihrer Gewalt!"

Der junge Edelmann glaubte Elisabeth nie so schön gesehen zu haben, wie in diesem Augenblick, wo ihre holde Weiblichkeit mit unschuldiger Freude gestand, daß sie ganz in der Gewalt des Mannes, der so eben die mannigfachsten Proben seiner wunderbaren Stärke und Gewandtheit abgelegt.

Endlich aber mußte das Spiel doch ein Ende nehmen, in graziöser Wendung zeichnete der Cavalier einen Doppelkreis mit seinen Eisen in das Eis, und der Schlitten hielt gerade an der Stelle, wo Elisabeths Verwandte harrend standen.

Das holde Mädchen dankte dem Lieutenant leise und hastig für das Vergnügen, das er ihr bereitet, und schloß mit den Worten: „den Schwan werde ich nicht vergessen!"

Der Lieutenant sagte gar nichts, er verbeugte sich und flog dann wieder hinaus in die Fläche, um die Anfangsbuchstaben von Elisabeth's Namen mit seinen Eisen einzuschneiden in Eis.

Er trieb diese Beschäftigung mit einem Eifer, der ihn gar nicht bemerken ließ, daß er scharf be-

obachtet wurde, und zwar von einem Herrn, der so dicht in einen Pelz gewickelt war, daß man von ihm gar nichts mehr sehen konnte. Dieser also im Pelz Verhüllte saß in einem Stuhlschlitten und ließ sich von einem Lohndiener langsam auf und ab fahren.

„Herr von Leist, ich bitte, einen Augenblick!“ rief der Verhüllte, als der junge Officier, ohne ihn zu bemerken, wiederum ganz nahe an seinem Schlitten vorüberflog. Aus weiter Ferne winkte ihm der Schlittschuhläufer seinen Gruß zu und stieß dann wie ein Raubvogel steil auf ihn herab; im Eise knirschend standen seine eisernen Träger dicht am Schlitten.

„Ich hatte keine Ahnung, lieber Graf, daß sie in diesem Pelzberg säßen!“ rief der junge Mann heiter und glücklich.

„Eine so unbillige Menge Pelz braucht man hier zu Lande, um einem einzigen Menschen das Leben zu retten,“ entgegnete der sächsische Diplomat, Graf Marcolini, „aber sagen sie mir, lieber Herr von Leist, haben sie denn ganz vergessen, daß sie mich heute Abend in einem von ihren jüdischen Salons vorstellen wollten?“

„Nein, aber durchaus nicht, lieber Graf! indessen

ist es ja kaum vier Uhr!“ meinte der Lieutenant etwas verwundert.

„Ja, wir müssen doch vorher diniren?“ fragte der Graf offenbar höchst ängstlich.

„So,“ rief der junge Edelmann lachend, „das ist's? aber selbst wenn wir sehr früh gehen wollten, um ihre Neugier in Betreff der geistreichen Jüdinnen Berlins zu befriedigen, so hätten sie doch immer noch drei Stunden wenigstens für ihr Diner, und ich denke doch, daß das ausreichen wird!“

„Oh! das reicht aus,“ erwiderte der Diplomat, „gewiß, ich bin sehr mäßig, aber ich bin eine Stunde lang nach meinem Diner, eine ganze Stunde lang, gar kein Mensch, erst in der zweiten fange ich an mich zu erholen, und in der dritten erst bin ich wieder dans mon brillant.“

„Da ich sie bis jetzt immer brillant gefunden habe, Herr Graf,“ entgegnete der glückliche, junge Officier, „so muß ich schließen, daß sie ihre Diners nicht zu bestimmter Stunde einnehmen, und daß ich immer das Glück habe, sie in der dritten Stunde nach ihrem Diner zu treffen!“

„Tu Dieu!“ rief Graf Marcolini lachend, in-

dem er sich aufrichtete aus seiner ungeheuren Wildschur, „ein Lieutenant vom Königlichen Regiment der Gensd'armes, der einem fremden Cavalier Schmeicheleien sagt, das muß etwas ganz Besonderes zu bedeuten haben!“

Der junge Officier hatte aber nicht Lust, dem schlauen Abkömmling einer italischen Race weitere Mittheilungen zu machen; durch einen gebieterischen Wink scheuchte er den Lohnlakaien von der Lehne des Stuhlschlittens, ergriff dieselbe und stieß vorwärts mit einer solchen Bravour, daß der Schlitten wirklich zu fliegen schien, und daß dem Grafen Marcolini, der sich dieses Ueberfalles nicht versehen, auf einige Augenblicke Hören und Sehen verging; gewaltig tummelte sich der Schlittschuhläufer mit dem Schlitten, bis endlich der Graf um Einhalt bat, erklärend, die rasche Bewegung thue ihm nicht wohl. Hans Dinnies von Leist hob den Grafen auf und geleitete ihn sicher über die Fläche, den Schlitten aber ließ er mit einem Fußstoß über den jetzt fast leeren Eisspiegel sausen, daß derselbe noch weit über den Rand hinaus flog, dann erst legte er die Schlittschuhe ab. Wie übermüthig dieser Lieutenant war!

Er ging mit dem Grafen Marcolini der Stadt zu und trat mit ihm im Hotel de France unter den Linden ein, wo die Frau Wittwe Zeisberg eine sehr respectable Küche hielt, die sich vorzüglich auch dadurch auszeichnete, daß man von zwölf bis drei Uhr jede Stunde einen frischen Braten und ein anderes Gericht auf die Tafel setzte. Das war der einzige Ort in Berlin, wo die Herren noch hoffen durften, ein ordentliches Diner zu bekommen.

Nach dem Diner eilten die beiden Cavaliere in ihre Wohnungen, um sich zur Gesellschaft umzukleiden, und traten dann, zu noch ziemlich früher Stunde, in das Haus des Bankiers und Juwelenhändlers Baruch Itzig an der Mohrenbrücke.

Graf Marcolini warf einen fragenden Blick auf seinen Begleiter, den dieser mit einem ablehnenden Lächeln beantwortete, denn ihn amüsirte die Verwunderung seines Gefährten über den Reichthum und auch über den Geschmack, der sich in der Ausschmükkung und der Einrichtung dieses jüdischen Hauses zeigte. Graf Marcolini begann eine sehr gute Meinung zu hegen von den Berliner Juden, auf die geistreichen Jüdinnen war er schon länger neugierig,

denn diese waren als eine specifische Eigenthümlichkeit Berlin's weltbekannt.

Die Zimmer, in denen die Gesellschaft, zum Theil wenigstens, bereits versammelt war, enthielten viele Bücher, Kupferstiche und musikalische Instrumente; überall regte sich ein höchst lebhaftes Gespräch, die Haltung der Anwesenden war durchaus ungezwungen.

„Die freie Haltung erinnert an Engländer, die Lebhaftigkeit des Gesprächs an Franzosen!“ sagte Graf Marcolini zu dem Lieutenant, nachdem er eine Weile beobachtet hatte.

„Ich danke ihnen für dieses Compliment!“ erwiderte eine Dame, die eben vorüber ging und nun einen Augenblick stehen blieb, um den Grafen mit ihren großen grauen Augen zu betrachten, „ich nehme das Compliment an, denn es ist aufrichtig, und ich darf es annehmen, weil ich diese Gesellschaft ein wenig als mein Kind betrachten darf.“

„Die Mutter ist zu jung für diese reife Gesellschaft!“ rief der Graf, auf den diese Dame sichtlich sofort einen tiefern Eindruck gemacht hatte.

„Ah!“ entgegnete die Dame mit einem überle-

genen und doch auch gutmüthigen Lächeln auf der Lippe, „reif? Sie sollen sehen, daß diese Gesellschaft noch sehr Kind, oft sogar kindisch ist!“

Dann verneigte sich die Sprecherin leicht und ging davon.

„Wer ist diese Dame,“ drängte der Graf hastig, „eine Jüdin, ja, der Schnitt ihres Gesichtes ist unverkennbar orientalisch, aber was ist sie weiter? ihr Gesicht hat einen geistigen Reiz und einen Ausdruck von Schärfe und Wohlwollen zugleich, daß ich bekennen muß, selten etwas Aehnliches gesehen zu haben.“

Der Lieutenant sah den Grafen mit einem großen Blick verwundert an, dann sagte er langsam: „Hüten sie sich, Graf, diese Demoiselle Rahel Levin ist nicht immer so sanft wie heute, sie kann in zwanzig Worten hundert Nadelstiche sprechen, und ich habe manch klugen Mann schon vor ihr die Waffen strecken sehn. Doch kommen sie, treten wir in den Kreis, der sich dort um Rahel gebildet hat; nach meiner Freundin, der verwittweten Hofräthin Herz, die freilich noch weit über ihr steht, ist Rahel Levin die beste Repräsentantin der edlern Richtung unter den geistreichen Jüdinnen hier!“

Die beiden Herren verdichteten bald den Kreis, der sich sitzend und stehend um einen kleinen Sopha gebildet hatte, auf welchem Rahel Levin neben einem auffallend fetten Herrn in nachlässiger Kleidung saß; die Gesichtszüge dieses Mannes waren breit, zerflossen, stark geröthet, und seine dicken Lippen glänzten, als wären sie mit Fett bestrichen. Er sprach deutsch mit jenen häßlichen Gurgeltönen des schweizerischen Accents, und mühete sich, ganz ohne Erfolg, anmuthig zu erscheinen. Das war der hochberühmte und tiefgelehrte Historiker Johannes von Müller. Neben ihm konnte Rahel nur gewinnen; in ihrer außerordentlich einfachen aber sauberen und geschmackvollen Toilette gemahnte die schlanke Gestalt der Jüdin neben dem fetten Historiker unwillkürlich an den Gegensatz zwischen Geist und Materie.

Es wurde lebhaft hin und her gesprochen von den Vorlesungen, welche die geistreiche Damenwelt Berlins besonders liebte und stark besuchte.

Bode hielt Vorlesungen über den gestirnten Himmel, Mayer über die Schädellehre, Bendavid über Geschmackslehre, Friedrich Benda über Harmonie, Heinsius über deutsche Sprache und Schlegel über

schöne Literatur und Kunst; alle diese Vorlesungen wurden mehr oder minder regelmäßig von den Damen Berlins besucht, welche Ansprüche darauf machten, wenn auch nicht gerade geistreich zu sein, so doch sich weiter zu bilden, wie man sagte.

„Ich bin überzeugt," erhob sich plötzlich eine derbe Stimme, etwas lauter noch als das Gespräch geführt wurde, „daß alle diese Vorlesungen von den Frauen und jungen Mädchen sehr wenig besucht werden würden, wenn es den Männern verboten würde, darin zu erscheinen. Oho, ich habe das Frauenzimmer beobachtet da, das becomplimentirt sich, setzt sich, kehrt sich wieder um, hört wenig oder höchstens halb nach dem Vortrage hin, streicht die Falten glatt und denkt an ganz andere Dinge, ausgenommen unsere Freundin Rahel, welche mit ihrer Schreibtafel in der Hand dem Vortrage folgt und sich fleißig Notizen macht!"

„Das hilft ihnen nicht, Herr Nicolai," rief Rahel sich aufrichtend, „sie wollen mich ausnehmen, aber sie haben eine Kriegserklärung gegen mein Geschlecht geschleudert, ich nehme den Handschuh auf."

„Ich bitte sie, Rahel, lassen sie mich diesen

gottlosen Spötter vernichten!" bat Johannes von Müller, indem er eine von Rahel's feinen Händen faßte und sie in seinen dicken Fingern festhielt.

Rahel winkte Gewährung, aber sie zog rasch ihre Hand aus der des Historiographen und ließ sich nicht wieder in die Kissen zurückfallen, sie blieb aufrecht sitzen; man sah, sie war fest entschlossen, sofort selbst zu den Waffen zu greifen, wenn der Ritter, dem sie den Vortritt gönnte, nicht sofort seinen Gegner treffe.

„Jüngst war ich in einer Vorlesung," gurgelte der berühmte Historiker, mit den Augen blinzelnd, „da saßen viele brave Frauen schlecht und recht ohne alle Affectation im Kreise herum, sie waren ganz Ohr und aller Augen hingen an dem Munde des Docenten, kein Mann störte ihre Aufmerksamkeit; allerdings aber steht der Zutritt zu diesen Vorlesungen nicht jeder Frau gegen ein mäßiges und doch oft noch zu hohes Honorar frei, wie das bei den meisten der übrigen Vorlesungen der Fall ist, sondern es muß jedes Weiblein noch zwei Atteste haben, eins von dem Kreisphysikus ihres Wohnorts und das andere von dem Ortsgeistlichen über ihre sittliche Führung."

Mit einem sonderbar verachtenden Blick sah Rahel den Gelehrten an, der indessen ihren Blick meidend der lachenden Gesellschaft zurief: „Wenn Herr Nicolai sich überzeugen will, wie unrecht er den Frauen gethan, so begebe er sich nach der Commandantenstraße Nr. 27 zu dem Hebammenlehrer Heinrich Ribke!"

Ein kaltes, beinahe bitteres Lächeln zog um Rahel's Mund, während die Gesellschaft lachte, dann sagte sie, ohne den Historiker anzusehen, ganz laut: „Das ist wohl eine Probe von den Geschichten, mit denen sie den Prinzen Louis unterhalten, wenn sie mit ihm und dem Herrn von Dedel hinter der Flasche sitzen? Herr Nicolai — auf ein ander Mal!"

Sie winkte dem gelehrten alten Buchhändler zu, halb drohend, halb scherzend, und wendete sich dann zu einer sehr hübschen jungen Frau, die sich ihr eben näherte. „Was bringen sie mir da, liebe Marianne?"

„Einen Gruß von unserm Loos und ein Exemplar seiner neuesten Denkmünze!" antwortete die Gefragte und reichte der Rahel eine kleine Silbermünze.

„Sehr hübsch, sehr artig ausgeführt," sagte Rahel die Münze betrachtend und sie dann dem Hausherrn, einem kleinen freundlichen, ächt jüdischen Männlein, das halb hinter ihr saß, reichend, „gewiß ist die gute Absicht nicht zu verkennen, es ist eine Denkmünze zur Belohnung und Ermunterung für treue Dienstboten. Auch die Inschrift: Selig sind, welche der Herr also findet! ist sehr passend, und dennoch glaube ich nicht, daß diese Münze hier in Berlin viel Absatz findet!"

„Sie ist nicht schwer genug, um die Dienstboten zur Treue zu verlocken!" sagte der Hausherr, die leichte Denkmünze lächelnd in der Hand wiegend.

„Da haben sie Recht, verlocken zur Treue, das ist das richtige Wort, denn alle Dienstboten sind jetzt untreu!"

„Das ist doch wohl etwas zu stark, Herr von Waldersdorff," sagte Rahel, sich nach einem schon bejahrten ältern Herrn umwendend, der mit einer Art von philosophischer Gleichgültigkeit sprach, die beinahe etwas Cynisches hatte.

„Nein, es ist nicht zu stark, Mademoiselle,"

entgegnete dieser philosophische Edelmann hartnäckig, „die Herrschaften sind untreu, also sind es die Dienstboten auch. Die Dame vom Hause läßt sich vom Galan ins Theater führen hinter dem Rücken ihres Gemahls, und kaum hat sie den Rücken gewendet, so setzt sich die Kammerjungfer an die Toilette ihrer Gebieterin; sie bedient sich der Pomaden, Schminken und wohlriechenden Wasser ungescheut, sie kleidet sich in die beste Robe der Gebieterin und studirt vor dem Spiegel dann lügenhafte Grimassen und täuschende Manieren ein. Unterdessen erscheint der Herr Bediente, der Herr Jäger oder der Herr Kutscher, die entehrende Livrée hat er, als eines freien Mannes unwürdig, längst abgeworfen, er prunkt in seines Herrn bestem Anzuge; der falsche Gentleman macht der falschen grande dame eben so falsch den Hof, und sie nimmt seine Huldigungen mit derselben Heuchelei an, wie sie solches beiderseits ihren Herrschaften abgesehen haben. Gespreizt von Hochmuth und gedunsen von Lügen wandeln beide zum nächsten Tanzlokal, oder sie begnügen sich, die „Herrschaft“ in deren eigenen Zimmern zu spielen.“

Rahel sah den Sprechenden mit einem fragenden Blicke an.

„Ah! Mademoiselle findet mich nicht sehr verbindlich," fuhr dieser hastig fort, „aber ich gehöre zu den Menschen, welche die Passion haben, die Wahrheit zu sagen, wie sie wissen; ich bleibe dabei, die Dienerschaften sind immer nur Nachahmungen und Nachäffungen der Herrschaften!"

„Das ist vielleicht wahr, aber gewiß unfreundlich geurtheilt, Herr von Walderdorff!"

„Es ist gewiß wahr, aber vielleicht noch zu freundlich geurtheilt, Mademoiselle!" entgegnete der Freund der Wahrheit, „hören sie; wo mehrere Dienstboten in einem Hause sind, kann man sie bei einem raschen Ueberfall zuweilen Paar und Paar in den herrschaftlichen Zimmern zerstreut finden, gewöhnlich aber halten sie eine gemeinschaftliche offene Tafel, sie zünden die Kronleuchter dazu an und theilen sich also in bester Form die chronique scandaleuse ihrer Herrschaften mit. Wie könnten sie das wagen, wenn sie nicht vor Ueberraschung ganz sicher wären? Das aber sind sie, denn man hat sie vorbereitet auf Nachfragen von Seiten der Galane und Liebhaber

nach der Frau oder der Tochter des Hauses; Bestellungen aller Art, geordnete Briefwechsel, Alles geht durch ihre Hände; sie sind ganz sicher und äffen das liederliche Sündenleben ihrer Herrschaft schlecht und albern, aber ungestört nach."

„Es ist etwas Wahres daran," äußerte ein Professor vom Collége selbstgefällig, „die schlechten Dienstboten sind eine Folge der schlechten Herrschaften; aber es wäre ungerecht, wollte man hier und jetzt jede Herrschaft, die einen schlechten Dienstboten hat, für schlecht erklären!"

„Das wäre eine Narrheit," entgegnete Herr von Walderdorff höhnisch; „wie dumm ein Professor sein kann!" setzte er dann halblaut hinzu und ging rasch in ein anderes Zimmer.

Der Professor aber, der diese letzte Schmeichelei natürlich nicht vernommen hatte, ließ seine Rattenaugen noch heller strahlen, als er bemerkte, daß Aller Aufmerksamkeit auf ihn gerichtet war, und declamirte in selbstgefälligster Weise: „Lassen sie sich erzählen, wie es einer Dame ging, einer Dame, welche hier Vielen wenigstens nicht ganz unbekannt ist. Diese Dame kehrte eines Tages, oder vielmehr

eines Morgens, denn es war nach Mitternacht, mit ihrem Gemahl aus einer Gesellschaft nach Hause zurück; er geht in sein Studirzimmer, um noch einige kleine Notizen niederzuschreiben, sie aber eilt, sich in ihrer Wohnstube auszukleiden. Schon ist sie völlig entkleidet und faßt mit der Hand hinter den Ofenschirm, um das Nachthemd hervorzuziehen, das dort für sie gewärmt wird, da berührt das arme Weib statt der zarten durchwärmten Leinwand das grobe Tuch einer Montur, und ein Kanonier, der hinter dem Ofenschirm versteckt lag, erhebt sich nun und macht ganz militärisch Front. Die entsetzte Frau schreit laut auf, fährt zurück und flüchtet sich in das Studirzimmer ihres Mannes, der Soldat nimmt den glücklichen Augenblick wahr und eilt von dannen, der Hausherr kommt zu spät, um ihn zu halten. Wie sich ergab, war der Soldat ein Liebhaber der Köchin, für dessen Liebe die Herrschaft zu früh nach Hause gekommen war; die arme Frau aber kann noch jetzt das Hemd nicht wechseln, ohne sich schaudernd des Vorfalls zu erinnern."

„Es ist die Frau Gemahlin des Herrn Professors selbst, welcher diese Affaire zugestoßen!" flüsterte

der Hausherr seinen beiden Nachbarn zu, und augenblicklich verbreitete sich ringsum solche Kunde, was zu verschiedenen Fragen Anlaß gab, die selbst der Gesprächigkeit dieses Professors einigen Einhalt wenigstens für's Erste thaten.

Rahel hatte sich bereits entfernt, sie war in ein Nebenzimmer gegangen, sobald jener Professor, vor dessen Suada sie sich unglaublich fürchtete, zu reden begann, und hatte sich hier in ein eifriges literarisches Gespräch mit dem Professor am Friedrichswerderschen Gymnasium Wilhelm Bernhardi, der Ludwig Tieck's Schwager war, mit dem Intendanturrath Wilhelm Neumann und anderen Männern eingelassen, welche, selbst dichtend, sich der Fahne Ludwig Tieck's angeschlossen hatten; hier war Rahel an ihrer rechten Stelle, hier strahlte ihr diamantscharfer Verstand am hellsten, in solchem Kreise auch fand sie sich am wohlsten. Hierhin war ihr gleich Graf Marcolini gefolgt, sie immer aus der Ferne beobachtend und bewundernd. Rahel bemerkte den jungen Herrn, sie hatte, bei aller Schärfe und Glätte ihres Verstandes, eine natürliche Gutmüthigkeit; ein Wink von ihr rief den Grafen in ihre Nähe, und da sich fand,

daß er den sächsischen Baron von Hardenberg, den Dichter Novalis, persönlich kannte, so war er alsbald heimisch in der geistigen Atmosphäre dieses Kreises.

Herr von Leist dagegen plauderte vertraulich mit einer stattlich schönen Frau, die in einem Lehnstuhl saß wie eine Königin; zwar trug sie kein Diadem, sondern einfach durch ein Band über der Stirn war ihr prachtvolles dunkles Lockenhaar zurückgehalten, ein ganz einfaches weißes Halstuch, auf der Brust übereinander gelegt, verhüllte die vollendet schöne Büste, aber in dem strengen Oval des Gesichtes erinnerten Stirn, Augen und Nase an eine Judith, während der Liebreiz der Wange, des Mundes und des Kinnes an die schöne Esther mahnte.

Diese seltene Frau, deren Geist an Reiz und Würde ihrem Körper nicht nachstand, war die Hofräthin Herz, die Wittwe des berühmten Arztes Marcus Herz, die Freundin des christlichen Philosophen Schleiermacher, die Frau, die Alles was Berlin an wissenschaftlicher und literarischer Berühmtheit auf längere oder kürzere Zeit in seinen Mauern hatte, auch in ihrer Nähe sah; mit ächt weiblichem Gefühl

empfänglich für Alles was Schön und Groß im Leben des Geistes. Diese seltene Frau war es, die den jungen Lieutenant vom Regiment Gensd'armes in diese Kreise gezogen hatte, Herr von Leist war ihr von einem Oheim empfohlen worden, der vor Jahren mit den Brüdern von Humboldt deutsche Briefe in hebräischen Schriftzügen an Henriette Herz geschrieben, und Henriette Herz that der Empfehlung eines Freundes stets im vollsten Umfange Genüge. Weder bei seinem Pastor, noch bei seiner „französischen Mamsell" zu Hause hatte Hans Dinnies von Leist etwas erfahren von den neuen Herrlichkeiten der deutschen Literatur; als er nach Berlin kam, waren für hn Haller, Hagedorn und Gellert, allenfalls noch Christian Ewald von Kleist die einzigen deutschen Dichter, Henriette Herz machte ihn mit Goethe und Schiller und Wieland bekannt und mit all' den Sternen zweiten und minderen Ranges, die mit und nach jenen Gewaltigen und Großen kamen. Freilich hatte sich der junge Officier anfänglich nicht ohne Bedenken in diese jüdisch-literarischen Kreise begeben, trotzdem, daß so viele seiner Standesgenossen ihm dabei vorangegangen, denn der junge von Leist gehörte nicht

zu denen, welche irgend etwas zu thun sich gemüssigt finden, nur weil es Andere vor ihnen gethan, es war lediglich die Persönlichkeit von Henriette Herz, welche ihn die angeerbte Abneigung gegen die Juden überwinden ließ.

Anfänglich war's ihm noch zuweilen peinlich, daß er im Kreise von Jüdinnen, deren etliche sehr schön, etliche sehr geistvoll, einige aber sehr schön und geistreich zugleich waren, sich besser unterhielt, als in den Gesellschaften einiger weniger Generale und hohen Beamten, welche ein Haus in Berlin machten, nach und nach aber fand er's in der Ordnung, denn in diese Kreise hatte sich Alles geflüchtet, was Geist hatte. Der Geist hatte sonst keine Stätte in Berlin. Der Hof hatte seit einem halben Jahrhundert nichts mehr gemein mit der Berliner Gesellschaft, Friedrich der Große lebte einsam in Sanssouci, seine Gemahlin, die beste Braunschweigerin Elisabeth Christine, ebenso einsam in Berlin oder zu Schönhausen. Unter Friedrich Wilhelm II. zog sich die Königin, gewisser anderer Damen wegen, in die Einsamkeit zurück. Immer fehlte die Königin, welche allein bestimmend vom Hofe aus auf die Gesellschaft wirken konnte,

und so kam es, daß die Cirkel der geistreichen Jüdinnen nach und nach zum Mittelpunkt der ganzen Gesellschaft Berlins wurden. Als aber Preußen die edelste und schönste Königin hatte, da lag es nicht im Geschmack und im Wunsch des Königs, auf die Gesellschaft zu wirken, es blieben immer nur einzelne Gallatage, an welchen sich der Adel und wer dazu gerechnet wurde in den Strahlen des Hofes sonnen konnte. Ja, es war just gerade die adlige Jugend, die sich in den jüdischen Cirkeln heimisch zeigte, anfänglich wohl, weil diese sich überzeugt hielt, sie sei durch ihre Geburt vor der Gefahr gesichert, dem jüdischen Element zu erliegen, vielleicht aber wirkte auch schon von Anfang an und zugleich der revolutionäre Drang der Zeit, der überall das Neue suchte und vor Lust brannte, mit der Sitte der Väter und dem Herkommen zu brechen, nicht unwesentlich mit. Der Jugend folgte das reifere Alter, die jüdischen Salons wurden eine geistige Macht, selbst Geistliche, und zwar nicht die weniger schätzbaren, erschienen gern dort; die Mode entschied zuletzt selbst die fremden Diplomaten, sich nicht länger spröde zurückzuhalten.

Die jüdischen Salons zu Berlin waren die erste Provinz der neuen Gleichheit, welche diese hier zu Lande gewonnen, daraus ist für Preußen Beides hervorgegangen, Segen hier und Unsegen dort.

Davon hatte der junge Edelmann eine leise Ahnung, und recht heimisch hat er sich niemals gefühlt unter dem geistreichen Volk, obwohl er sich's hat oft gar gut schmecken lassen an dem geistigen Schmause, der dort angerichtet wurde. Wenn Hans Dinnies von Leist aber mit Henriette Herz sprach, dann schwand ihm jedes unheimliche Gefühl, die war ja auch schon längst keine Jüdin mehr, sie blieb es nur noch äußerlich aus Kindesliebe, um ihre hochbetagte Mutter nicht zu kränken; ihr hatte der junge Edelmann sehr bald seine Liebe zu Elisabeth anvertraut; lächelnd lauschte die schöne Frau der Schilderung von der Eisfahrt, und freundlich bemerkte sie: „Es wird Zeit, daß ich Fräulein Lisette persönlich kennen lerne, denn auch Schleiermacher's Schwester hat viel Liebes und Gutes von dieser jungen Dame berichtet; in Gnadenfrei hat man sie immer noch herzlich lieb!“ und gewiß hätte das Gespräch zwischen der Wittwe des jüdischen Arztes und dem jungen adeli-

gen Offizier noch viel länger gedauert, denn Liebhaber sind sehr redselig, wenn sie von ihrer Liebe sprechen können, und Henriette Herz war auch in diesem Punkt sehr nachsichtig gegen ihre Freunde, wenn nicht eine lebhafte Bewegung das heimliche Gespräch unterbrochen hätte.

„Gewiß ist Prinz Louis gekommen!“ sagte die Hofräthin Herz aufstehend.

So war es, Prinz Louis kam mit raschen Schritten durch die Zimmer; die hohe stolze Gestalt imponirte; die Haltung aber war ungleich und der Ausdruck seiner Augen rasch wechselnd; man ahnte, daß dieser stolze, hochfahrende Prinz Stunden hatte, in denen er völlig Sclave seiner Leidenschaftlichkeit war. Prinz Louis trug einen blauen Gesellschaftsrock, es war der seines geliebten Regimentes, ehemals von Romberg Nr. 20, weiße Beinkleider, hohe Stiefeln und einen großen Generalshut in der Hand.

Mitten im Gang hielt er inne und blieb stehen, denn eben begann man in einem Nebenzimmer Klavier zu spielen; die ersten Akkorde eines Musikstücks schlugen an sein Ohr — sein Auge lichtete sich auf, sein Blick, sein ganzes Gesicht bekamen einen schwär-

merischen Anflug, enthusiastisch und befehlend zugleich streckte er die Hand aus, als wolle er auch die leiseste Störung verbieten. So stand er, bis die Musik schloß, leise sprach er vor sich hin: „das war sehr gut!“ dann wendete er sich zur Hofräthin Herz und sagte: „Guten Abend, meine edle Patriotin, das war sehr brav gespielt, die Franzosen-Freunde würden sagen, ihr Bonaparte könne es nicht besser machen, nicht?“

Damit ging er weiter, leichthin den Gruß des Lieutenants erwidernd, im nächsten Zimmer aber stieß er auf Rahel und ihre literarische Umgebung.

„Sie hatte ich hier nicht vermuthet!“ sagte der Prinz zu Rahel, man sah ihm aber an, daß die Ueberraschung keine unangenehme war.

„Aber ich hatte eine Ahnung, daß ich sie heute sehen würde, mein Prinz!“ erwiderte Rahel. Der Prinz verneigte sich sichtlich geschmeichelt, Rahel aber fuhr nicht ohne Schärfe rasch fort: „ich konnte mir ja denken, daß Eure Königliche Hoheit den Herrn Rath Müller hier abholen würden!“

Die kecke Erinnerung Rahel's an die nächtlichen Schwelgereien des Prinzen, bei denen der berühmte

Historiograph nie fehlen durfte, reizte den immer lauernden Löwenzorn des merkwürdigen Mannes; wie ein großer Funke aus einem Electrophor, so schlug ein Blitz aus dem Auge des Prinzen, offenbar war ein Ausbruch nahe, aber der heldenhafte Mann hielt sich zurück, ein böses Lächeln zuckte über sein Gesicht — er achtete Rahel zu hoch, um gegen sie los zu fahren, aber er achtete sie nicht hoch genug, um selbst einen doch noch ziemlich versteckten Tadel von ihr hinzunehmen.

„Guten Abend, Mademoiselle“, sagte er gleichgültig, dann rief er, sich umwendend, dem niederländischen Gesandten Dedel, der in der Nähe war, zu: „Herr von Dedel, kommt, laßt uns sehen, was unser Gelehrter heute noch für Streiche machen wird!“

Der Prinz ging mit Dedel und Johannes von Müller.

„Es ist doch traurig,“ sagte Rahel ernsthaft, „daß ein solcher Prinz einen solchen Mann ganz behandeln kann, wie sein Großvater Friedrich Wilhelm I. einen Gundling behandelte!“

„Es ist noch trauriger,“ entgegnete Wilhelm Neu-

mann, „daß sich ein Mann wie der Johannes Müller eine solche Behandlung gefallen! lassen kann!“

„Ei,“ schlug Bernhardi einen leichtern Ton an, „nehmt es nicht so schwer, ich sehe nicht ein, was der Müller vor dem Gundling voraus hat, vielleicht hat er mehr Geist, an Gelehrsamkeit aber steht er ihm offenbar nach und an Gesinnung mindestens gleich!“

Lächelnd ging Rahel weiter.

Viertes Capitel.

Ein Wachsfiguren-Cabinet.

„Wo so oft das Leben Schein,
Mag der Schein auch Leben sein."
(Tiedge.)

In der Heiligen Geiststraße hatte der akademische Bildhauer Weczernick seine Wachsfiguren-Sammlung aufgestellt; es gehörte zum guten Ton, dieses Cabinet zu besuchen, und so versteht es sich von selbst, daß auch der Geheime Finanzrath von Reinbach mit seiner Frau und seiner Tochter hier erscheint. Es kann ferner nicht befremden, daß der Kammerherr von Redow die Damen schon am Wagenschlage empfängt, da ihm der Geheime Finanzrath heimlich einen Wink von dem beabsichtigten Besuche gegeben hat.

„Darf ich um ihren Arm bitten, meine Gnädige!" sagte der Kammerherr zur Geheimräthin,

welche voran war, da ihr Gemahl und Fräulein von Reinbach etwas zögerten.

„Es wäre grausam, Herr von Redow,“ entgegnete die kleine runde Dame mit dem freundlichen Lächeln, den dargebotenen Arm ergreifend, „ihnen diese bescheidene Bitte abzuschlagen, da sie doch nur meinetwegen hierher gekommen sein können.“

„Nehmen sie sich in Acht, Marguerite!“ flüsterte ihr der Kammerherr zu, der, von der Bosheit in der Rede der Frau getroffen, ihr den Arm so kräftig drückte, daß sie zusammenzuckte.

„Ich danke ihnen für ihre Warnung, Herr Kammerherr,“ entgegnete die Dame leicht, „sie machen es ganz wie die Studenten in Halle, welche in dem Augenblick, wo sie die Wassergefäße über den Köpfen der arglos Vorübergehenden entleeren, ganz laut den Warnungsruf ertönen lassen: Kopf weg!“

Der Kammerherr biß sich auf die Lippen und sah sich um.

„Der Geheime Finanzrath und die Betty, das alberne Schulmädchen, werden ohne uns den Weg

finden,“ sagte die Geheimräthin befehlend, „kommen sie!“

Herr von Redow wagte weiter keinen Widerstand, er führte die Dame hinauf und war froh, daß diese im Vorgemach wenigstens die Ankunft ihres Gemahls und ihrer Tochter abwartete; mit lieblicher Freundlichkeit begrüßte hier Elisabeth den Kammerherrn, der ihr half, sich ihres Mantels entledigen, kaum aber war das geschehen, als auch die Geheimräthin schon wieder neben ihm stand und schmachtend zu ihm sagte: „Sie haben mir ihren Arm angeboten, Herr von Redow!“

Schweigend ergab sich der Kammerherr in sein Schicksal und führte seine Feindin voran in das Cabinet.

Im ersten Gemach gleich sah man links den König und die Königin. Unwillkürlich von Ehrfurcht ergriffen, standen die Beschauer still. Der König, in der Interims-Uniform des ersten Bataillons Garde, hat den Federhut schon aufgesetzt und scheint eben im Begriff auszugehen, die schöne Königin folgt ihrem hohen Gemahl; sehr einfach in weiß und hellblau gekleidet, macht sie einen besonders lichten und

anmuthigen Eindruck neben der ernsten Erscheinung Friedrich Wilhelm's III. In der Mitte des Gemachs sitzen drei Gestalten um einen Feldtisch, über den eine Landkarte gebreitet liegt, drei Gestalten, die Jedermann auf den ersten Blick erkennt, der große Fritz, Prinz Heinrich sein Bruder und Zieten aus dem Busch, der Husarenvater, die Faust auf seines treuen Säbels Griff gestützt. Ein wenig seitwärts steht König Friedrich Wilhelm II. in der .Interims-Uniform der Leibgarde zu Fuß, eine wahrhaft königliche Gestalt.

„Der selige Herr ist ähnlich, aber er war viel schöner, nicht Marguerite?“ fragte der Finanzrath, der nicht ohne eine gewisse Bewegung vor seinem alten Herrn stand, welcher ihn so oft mit unverdienten Wohlthaten überhäuft hatte.

Die Geheimräthin antwortet ihrem Gemahl nicht, sie betrachtet aufmerksam eine andere Gruppe: da steht der verstorbene Prinz Ludwig, des Königs Bruder, vor einer Greisin mit freundlich ruhigem, altem Gesicht, das wie eingerahmt erscheint von einem schwarzen Häubchen; die alte Dame sitzt halb zusammengesunken in ihrem Stuhl, es ist Elisabeth

Christine von Braunschweig, des großen Friedrich Gemahlin; sie liest in einem Buche „der Christ in der Einsamkeit", welches sie selbst in's Französische übersetzt hat. Eine überaus gelungene Nachbildung.

Weiterhin hat man den General-Feldmarschall von Möllendorf und Napoleon Bonaparte, diesen noch in der Uniform, die er als erster Consul trug, einander gegenüber gestellt; der erste Consul ist eine Caricatur, und der Feldmarschall sieht auch besser aus, wenn er, das Sammetmützchen auf dem weißen Kopf, seinen Rosenflor pflegt im Gouvernements-Garten, der freundliche Greis.

Eben wollte die Familie des Geheimen Finanzraths und einige andere Zuschauer, die kurz nach ihr gekommen waren, in ein neues Zimmer treten, als der Lieutenant von Leist über die Schwelle desselben ihnen entgegentrat; man wechselte die herkömmlichen Complimente, freute sich der Ueberraschung und wie natürlich bot Herr von Leist dem Fräulein seinen Arm. Kaum war das geschehen, so ließ die Geheimräthin den Arm des Kammerherrn frei; sie wollte ihm durchaus keinen Zweifel darüber lassen, daß sie es gewesen, welche den Lieutenant hierher comman-

dirt, und daß sie seinen Arm nur so lange angenommen, als nöthig war, damit der junge Officier Elisabeth's Arm frei finde.

„Marguerite!“ sagte der Kammerherr leise, „sie rennen in ihr Verderben!“ Er sagte das ganz sanft und leise, aber er blickte ihr dabei in's Gesicht, als wollte er sie mit dem starren Blick seiner blauen räthselhaft tiefen Augen bezaubern.

„Ich fürchte mich vor ihren Drohungen eben so wenig, wie vor ihren Basiliskenblicken, mein schöner Herr,“ entgegnete die Geheimräthin mit ihrem ewigen Lächeln; „sein sie unbesorgt, sie werden Herrn von Leist nicht hindern, daß er eines Tages die Hand ihrer geliebten Betty eben so frei findet, wie heute deren Arm!“

Der Kammerherr war im Begriff, etwas zu antworten, aber er zwang das Wort hinunter, die Geheimräthin dagegen fuhr gleichmüthig fort: „Incommodiren sie sich nicht, Herr von Redow, sie wollten sich rühmen, daß sie Betty's Herz besäßen, oh! des klugen Mannes! hat er nicht an sich selbst erfahren, daß man nicht immer Herrnhuter bleibt, auch wenn man in Niesky oder Gnadenfrei erzogen ist!“

„Aber so komm doch, Marguerite,“ mahnte der Geheime Finanzrath umkehrend, „was treiben sie denn, lieber Kammerherr?“

Herr von Redow konnte es sich nicht verhehlen, daß ihm heute das Glück entgegen, aber er war zu klug, es sich merken zu lassen, und er wußte auch aus dieser Niederlage einen Vortheil zu ziehen. Bis jetzt hatte er zwar bemerkt, daß der Lieutenant dem Fräulein lebhaft huldige, aber er hatte noch keinen ernsthaften Liebhaber in ihm gesehen. Die Protection, welche die Geheimräthin dem jungen Officier zu Theil werden ließ, zeigte ihm zuerst einen wirklichen Gegner. Er war nicht erfreut darüber, er stand in Verhältnissen zu der Leist'schen Familie, welche ihm die Nebenbuhlerschaft des jungen Mannes sehr lästig machten; aber er umfaßte Elisabeth, diese keusche, unschuldige Seele, mit derselben fieberhaft hartnäckigen Begierde, mit welcher abergläubige Menschen unschuldige Kinder umfassen und auf ihrem Schooß halten, so lange es blitzt und donnert; sie glauben vor dem rächenden und heimsuchenden Wetterstrahl des Gotteszorns gesichert zu sein durch die Unschuld in ihren Armen. Vielleicht suchte der Kammerherr in

Elisabeth's Armen, an der Seite der Unschuld auch nur Schutz gegen rächende Furien, welche sich an seine Schritte hefteten?

In dem nächsten Zimmer fand man keine historischen Personen, sondern eine häusliche Scene, frisch aus dem Leben, aus dem Berlinischen Leben heraus; man sah eine glückliche Mutter, eine hübsche Frau noch, den Säugling in den Armen wiegend, von den ältern Kindern umringt, im Hintergrunde eine Dienerin, die Mutterfreude mit der Herrin theilend.

Dieser Kinderstube gegenüber kniete die Aebtissin von Paraklet, Heloise, vor dem Norbertiner Abelard, vor dem Manne, der sie einst so glühend geliebt hatte; ein unbeschreiblich rührendes Bild. Hingerissen sagte der Lieutenant von Leist zu der Dame, die er so glücklich war zu führen:

„Semblable à ces flambeaux à ces lugubres feux,
Qui brulent près des morts sans échauffer leur cendre,
Mon amour sur ton coeur n'a plus rien à prétendre."

Der Lieutenant sagte das ohne alle Beziehung

auf Elisabeth, er sagte es, weil es wirklich der Eindruck war, den diese Gruppe auf ihn machte, darum sprach er auch ziemlich laut und hatte den Vers kaum vollendet, als ein General-Officier, der so eben herangetreten war, hastig fortfuhr:

„Ils aimerent trop, ils furent malheureux,
Gémissons sur leur tombe, et n'aimons pas
comme eux!

N'est-ce-pas? Das sind Gesinnungen, welche sich besser für einen jungen Officier vom Regiment Gensd'armes passen, der eine so schöne Dame am Arm zu führen das Glück hat!"

Der General grüßte das junge Paar lächelnd und schritt weiter.

„Wer war das!" fragte Elisabeth halb neugierig, halb erschreckt durch den Blick, den ihr der General zugeworfen.

„Prinz Louis Ferdinand!" antwortete Herr von Leist leise, „kannten sie den preußischen Schlachtengott noch nicht?"

Man ging in das nächste Zimmer.

„Pauvre Abélard!" flüsterte die Geheimräthin, langsam ihrer Gesellschaft folgend.

An manchen Gruppen führte der Lieutenant seine junge Gefährtin hastig vorüber; glücklicher Weise waren diese fast immer diejenigen, welche am dichtesten von den Neugierigen umdrängt waren. Der tapfre Reiterofficier, der sonst nicht scrupulöser war als die meisten seiner Kameraden, hier zitterte er fast vor Bangigkeit, daß Elisabeth's keuscher Blick Aergerniß nehmen könne an einer von den Gruppen oder Figuren, und wenn er einzelne Aeußerungen vernahm, so erröthete er vor Scham und fühlte die Gluth im Gesicht; ihn ängstete allein der Gedanke, daß sie solche Aeußerungen vernehmen könnte.

Kant, Mendelssohn, Lavater standen da in einer Gruppe vereinigt, und Mendelssohn hielt die Schrift von Grattenauer gegen die Juden, die vor einiger Zeit erschienen war und großes Aufsehen gemacht hatte, in der Hand. Eine Menge von jüdischen Studenten und kleinen Schöngeistern standen bewundernd vor Mendelssohn, sie nannten ihn bald ihren Messias, bald priesen sie ihn als den Vorläufer Kant's und Fichte's, wortreich und bombastisch, eine Begeisterung für den edlen Mann heuchelnd, die sie gar nicht fühlten.

Der Officier fühlte sich höchst unangenehm berührt durch diesen jüdischen Wortschwall, der nimmer enden wollte, er fragte sich plötzlich, warum er sich in diesem jüdischen Kreise so ganz anders fühle, als in den Gesellschaften der Herz und der Rahel, aber er ward in diesen Gedanken gestört, denn mit großer Emphase declamirte plötzlich ein wulsthaariger jüdischer Schöngeist:

„Es ist ein Gott, das lehrte Moses schon,
Doch den Beweis davon gab Mendelssohn."

Elisabeth's Arm zuckte in dem Leist's, dieser fühlte es wohl und trat mit ihr zurück.

„Hat für die Juden von heut wirklich erst dieser Mann beweisen müssen, daß es einen Gott giebt?" fragte sie halb schüchtern, halb unwillig, „hat dieses Volk seine Geschichte ganz vergessen?"

„Oh nein," erwiderte der junge Officier ernsthaft, „jener übertriebene Vers ist von keinem Juden, aber ein Jude war es, welcher berichtigend darauf antwortete:

„Der Kluge glaubt es Moses schon,
Dem Narren erst bewies es Mendelssohn."

„Das soll übrigens dem wirklichen Verdienst,

was dieser Mann hat, keinen Abbruch thun," fuhr der Lieutenant fort, „Moses Mendelssohn liebte seiner Väter Gesetz und hielt treu an deren alten Satzungen, das aber muß man einem Manne seines Geistes doppelt hoch anrechnen!"

Elisabeth von Reinbach warf einen raschen, fragenden Blick auf den jungen Officier, welcher offenbar Terrain gewann bei ihr; vielleicht wäre es ihr nicht unlieb gewesen, sich länger mit ihm zu unterhalten, in diesem Augenblick aber stießen sie gerade auf den Geheimen Finanzrath und seine Gemahlin; sie hatten eine Gruppe aus Figaro's Hochzeit bewundert, an welcher Herr von Leist Elisabeth vorher sehr rasch vorüber geführt.

„Wo ist der Kammerherr?" fragte der Geheime Finanzrath hastig, als er seine Tochter noch immer an dem Arme des Officiers von den Gensd'armes sah.

„Lassen wir den Kammerherrn, mon ami!" entgegnete die Geheimräthin mit einem Blick voll schmachtender Koketterie, dem der alternde Gemahl niemals Widerstand leistete, „gehen wir!" Sie legte ihren Arm in den seinen und flüsterte sich zärtlich

zu ihm neigend: „Ich verstehe dich nicht, mein Freund, was willst du eigentlich mit diesem armen Redow? König Friedrich Wilhelm II. ist längst todt, du bedarfst eines Protecteurs nicht mehr.“

„Graf Haugwitz!“ entgegnete der Geheime Finanzrath leise, „der Frieden!“

„Haugwitz kümmert sich nicht mehr um den Kammerherrn, mon ami!“ antwortete die Geheimräthin bestimmt.

„Das weiß ich besser!“ meinte der ehemalige Vertraute vieler geheimer Dinge mit triumphirendem Lächeln.

„Graf Haugwitz und Herr von Redow haben zusammen Geister citirt und Gold gekocht und freimaurerische Cerimonien ersonnen, sie mögen noch manches andere zusammen gethan haben, ich begreife aber nicht, was sie jetzt noch mit einander gemein haben sollten!“

„So will ich's dir sagen, petite femme!“ entgegnete der Geheime Finanzrath, blieb stehen, sah sich um, ob er auch nicht belauscht werde, dann sprach er rasch: „sie haben zusammen Gewissensangst!“

Das seltsame Ehepaar sah sich gegenseitig in's

Gesicht; ein hochmüthiger Hohn spielte um den Mund der Geheimräthin, sie hielt sich jetzt weit erhaben über ihrem Gegner, der Gewissensangst hatte, sie wußte schon lange nicht mehr recht was das war; der Geheimrath lachte still vergnügt, es fiel ihm gar nicht ein, jene mit sich zu vergleichen, aber er freute sich, daß jetzt die Gewissensangst ihm seinen Einfluß in gewissen Verhältnissen sicherte, den ihm einst andere Umstände verschafft hatten.

Die Geheimräthin schwieg, die kluge Frau begriff, daß es jetzt nicht an der Zeit war, auf einen Bruch mit dem Kammerherrn zu dringen, wie sie anfänglich wohl beabsichtigt haben mochte, aber sie beschloß ihrerseits, sich des Geheimnisses, „sie haben Gewissensangst zusammen“, eben so vortheilhaft in ihren Angelegenheiten zu bedienen, als solches ihr Gemahl zu seinen Geschäften that.

Das Wachsfiguren-Cabinet war wahrlich ein unglückliches Terrain für Herrn von Redow. Der Geheime Finanzrath und seine Gemahlin standen am Eingange; Herr von Leist mußte nun wohl nothgedrungen Elisabeth's Arm freigeben, er schickte sich schon mit schwerem Herzen zum Abschiednehmen an, als

ihn die Geheimräthin durch eine Zwischenfrage aufhielt. Die kluge Frau wußte wohl, was sie that; sie hatte die Unruhe und die Ungeduld bemerkt, mit welcher der Geheime Finanzrath sich nach dem Kammerherrn umsah, sie ahnte, daß Jener die Absicht gehabt, ihren Gegner zum Abendessen einzuladen, daß er aber nun, in seinem Aerger, warten zu müssen, sofort etwas thun werde, was dem Kammerherrn unangenehm. Sie hatte das Temperament dieses feinfühligen Egoisten viel zu gut studirt, um sich irren zu können.

„Wie kann mich dieser Kammerherr warten lassen?" sagte der Geheime Finanzrath ärgerlich zu sich selbst, „ich werde mich dafür revanchiren; er kommt immer noch nicht? Ach! er macht dieser lieben Babet den Hof und läßt doch mein schönes Kind warten, dafür soll er büßen; er wird sich abscheulich ärgern, wenn ein Officier von den Gensd'armes seine Dame nach Hause führt."

Noch einen Augenblick zögerte Herr von Reinbach, dann wendete er sich höflich an den jungen Officier und sagte: „Sie haben so treulich bei uns ausgehalten heute Abend, schenken sie uns nun noch

den Rest des Abends; helfen sie uns einen hübschen Zander verzehren. Geben sie meiner Tochter den Arm, Herr von Leist, wir wollen zu Fuß nach Hause gehen, das bessert den Appetit etwas!"

Mit Dank nahm Herr von Leist die Einladung an, seine Bundesgenossin winkte ihm verstohlen zu, aber Elisabeth blieb ganz unbefangen, ja, der junge Edelmann hatte sogar den Verdruß, zu vernehmen, daß die junge Dame fragte: „Wird Herr von Redow uns nicht begleiten?"

„Ich kann nicht länger warten, meine liebe Babet!" entgegnete der edle Vater und ging, seine Gemahlin führend, so rasch hinaus, als seine Bequemlichkeit das gestattete.

Elisabeth folgte am Arme des Lieutenants, der wie alle Liebenden leicht gekränkt und verletzt fragte: „Bedauern sie es so sehr, mein gnädiges Fräulein, daß ich das Glück habe, sie zu führen, anstatt des Herrn von Redow?"

Kaum hatte er das ausgesprochen, als er auch wußte, daß er eine Dummheit begangen. Elisabeth fühlte sich unzart berührt durch diese Anspielung auf ein mögliches Verhältniß zwischen ihr und dem Kam-

merherrn, ine Anspielung, zu welcher der junge Herr im höchsten Grad innerlich durch seine Liebe, sonst aber durch gar nichts berechtigt war. Das Fräulein antwortete indessen nicht auf diese Frage, gewiß sehr zart, sie konnte dieselbe überhört haben.

In verlegenem Stillschweigen führte der Lieutenant seine Dame über die Kurfürstenbrücke; es war ein kalter, aber schöner und trockner Abend; die dunklen Conturen des Königlichen Schlosses hoben sich vom Mondeslicht übergossen scharf ab, der Schnee knirschte unter den Füßen der rasch Wandelnden.

„Oh, Herr von Leist," sagte Elisabeth plötzlich mit ihrer weichen Stimme und in der Aufwallung der ihr eigenen frohen Offenherzigkeit, „der Schnee, der gefrorne Fluß, sie erinnern mich daran, daß ich ihnen noch gar nicht meinen Dank gesagt habe für das große Vergnügen, welches sie mir auf der Eisbahn bereitet haben; ach!" fuhr sie lebhaft fort, indem sie tief aufathmete, „auf der Eisbahn war mir wohler, als neulich im Ballsaal, und jetzt hier unter freiem Himmel erst wird mir wieder gut; es ist kindisch, aber ich habe stets gegen ein geheimes Grauen kämpfen müssen dadrinnen, es war mir, als wandle

ich unter Leichen, die Todesbläſſe der ſtarren Geſichter ſchien mir nur geſchminkt, ach! ich war, — ich will keine Wachsfiguren mehr ſehen!"

Eliſabeth war im Begriff geweſen zu ſagen, ich war recht froh, daß ich an ihrem Arme ging, meine zagende Weiblichkeit getröſtete ſich der Manneshülfe; ſie würde das auch ganz unbefangen ausgeſprochen haben, hätte der junge Officier nicht vorher den Fehler gemacht, auf ihr Verhältniß zu dem Kammerherrn anzuſpielen, darum hielt ſie zurück und ſagte, ſie wolle keine Wachsfiguren mehr ſehen.

Der Lieutenant fand das entzückend; ähnliche Empfindungen waren auch in ihm rege geworden beim erſten Beſuch des Wachsfiguren-Cabinets, jetzt aber hielt er ſich zunächſt an den erſten Theil der Rede Eliſabeth's und fragte mit einiger Zuverſicht: „Darf ich wohl hoffen, mein gnädiges Fräulein, ſie noch einmal auf der Eisbahn zu ſehen? Niemals war die Bahn ſo ſchön und das Wetter ſo günſtig!"

„Meine Eltern werden, wie ich hoffe, nichts dagegen haben!" entgegnete Eliſabeth und blickte den Lieutenant mit ihren großen braunen Augen ſo zuverſichtlich an, daß dem das Herz überwallte und er

Mühe hatte, sich zurückzuhalten. Wie vertrauensvoll lehnte sich das geliebte Mädchen auf seinen Arm! Der Mond aber schien so hell, daß der Officier trotz des breitrandigen Hutes in ihrem zarten Antlitz, das von der Winterluft rosig angehaucht war, jeden Zug, jede Bewegung auf's Deutlichste bemerken konnte.

„Ich werde dem Herrn Geheimen Finanzrathe meine Bitte vortragen,“ entgegnete er, den kleinen Wink benutzend, den ihm Elisabeth gegeben, „oh! wie freue ich mich darauf!“

Die junge Dame erröthete jetzt stärker und wendete verlegen ihr Köpfchen zur Seite; der ehrliche Hans Dinnies von Leist hatte in dem Tone, in welchem er seine Freude aussprach, auch seine ganze leidenschaftliche Liebe verrathen. Jetzt, erst jetzt erfuhr Elisabeth, daß der junge Officier eine ernste Neigung für sie hege, und diese Kunde setzte sie in eine unglaubliche Verwirrung.

Es war seit kurzer Zeit der zweite Mann, der ihr seine Liebe entgegentrug; der Kammerherr von Redow war dem Lieutenant zuvorgekommen, er hatte sich mit der Sicherheit eines älteren Mannes dem Fräulein gegenüber benommen, auch er hatte

noch nicht gradezu um sie geworben, aber er hatte das Fräulein nach und nach, unmerklich und sehr geschickt daran gewöhnt, ihn als einen Werber zu betrachten. Gewandt und klug hatte er die Erinnerungen, welche eine kurze Erziehung in einer herrnhutischen Anstalt ihm gewährte, benutzt, um mit Elisabeth eine Sprache zu sprechen, die sie verstand; dann hatte er ihr Theilnahme eingeflößt, sie gereizt, sich für ihn zu interessiren, und seit einiger Zeit sah das junge Mädchen schon ihre Lebensaufgabe darin, den Kammerherrn von seiner Melancholie zu heilen und ihn wieder zu den Religionsanschauungen, in welchen sie und auch er einst erzogen worden, zurück zu führen. Elisabeth von Reinbach glaubte den Kammerhern lieben zu müssen, um ihn bekehren zu können. Das war aber für ein Mädchen ihres Charakters und ihres Bildungsganges so wichtig, daß sie die stille, ehrerbietige Huldigung, welche ihr der Lieutenant von Leist widmete, ganz übersah. Sie hatte den jungen Offizier gern in ihrer Nähe, er zeichnete sich vor seinen Kameraden mannichfach sehr vortheilhaft aus, aber aufmerksamer auf ihn war sie erst auf der Eisbahn geworden, und als ihr nun

plötzlich das Verständniß eröffnet wurde, tauchten in ihrer Erinnerung eine Menge von Kleinigkeiten auf und erschienen ihr nun in einem weit andern Lichte; der Lieutenant hatte ihr, ohne daß er es selbst wußte, ein Geständniß gemacht, und die Verwirrung, in welche sie durch dieses Geständniß versetzt wurde, war mit so süßen Gefühlen für sie verbunden, daß sie sich ohne Rückhalt denselben hingab.

Liebende haben oft eine eigenthümliche Ahnung; Herr von Leist kannte die Gedanken Elisabeth's nicht, aber er wußte, daß es nicht vortheilhaft sein würde für ihn, in diesem Augenblick das Schweigen zu brechen; in derselben Minute aber, in welcher sich das junge Mädchen in seinen sanften und zärtlichen Empfindungen durch den Gedanken unterbrach, sie müsse sich aus solchen Gefühlen aufraffen, denn sie habe die Pflicht, den Kammerherrn zu lieben, um dessen Seele zu retten, da sagte der Lieutenant ganz harmlos: „Mein Schwanenschlitten soll morgen wieder auf die Eisbahn gebracht werden, ich hatte ihn nach Hause fahren lassen, ich wollte ihn aufheben zum Andenken an den glücklichen Tag, an welchem ich die Freude hatte, sie zu fahren, mein gnädiges Fräulein.“

Dieser kleine Zug drang tiefer in Elisabeth's weiches Herz als vielleicht die heiligste Betheuerung.

„Ah! der Schwan ist sehr zierlich, sehr sauber!" sagte sie lächelnd, indem sie den glückseligen jungen Officier anblickte.

„Ich bitte, treten sie ein, keine Complimente hier draußen!" befahl der Geheime Finanzrath, indem er die kleine Thür öffnete, welche neben den großen Thorflügeln in die hohe Flurhalle seines Hauses führte.

Oben entschlüpfte Elisabeth leicht, und auch der Geheime Finanzrath entfernte sich; Herr von Leist stand in dem behaglich erwärmten Speisezimmer, wo die von Silber und Krystall blitzende Tafel schon servirt war; die Geheimräthin warf ihren Hut, ihre Enveloppe und ihre Handschuh auf einen Divan, dann trat sie rasch auf den jungen Officier zu und fragte ihn mit unverhehltem Selbstbewußtsein: „Nun, Herr von Leist, bin ich eine treue Bundesgenossin?"

„Eine mächtige gewiß," entgegnete der junge Officier, indem er sich verbeugte und die Hand der Geheimräthin küßte, die ihm diese mit leichtem zärtlichen Druck auf die Lippen legte, „eine mächtige gewiß, ob eine treue, das muß die Zeit lehren!"

„Wie? halten sie so wenig von meiner Treue, junger Herr?" fragte die runde Dame, die in ihrer Lebhaftigkeit allerdings noch immer einen Reiz entwickelte, welcher ihre Herrschaft über den alternden Gemahl erklärte und noch manches Andere nicht unbegreiflich erscheinen ließ.

„Ihre Bundesgenossenschaft, meine gnädige Frau," versetzte der Lieutenant gewandt, „ist für mich ein Glück, nichts als Glück, und je größer das Glück, desto wandelbarer!"

„Wie artig er den Philosophen macht!" rief die Geheimräthin und streichelte ihm freundlich die Wange, „machen sie den Philosophen, Herr von Leist, wenn diese Wange einst welk ist und aus dem erloschenen Auge kein Strahl mehr bricht —"

Die lebhafte Frau brach mitten in ihrer Rede ab, dann sagte sie plötzlich in ganz anderem Tone: „Das ist doch merkwürdig, wissen sie, Herr von Leist, sie haben ganz dieselben braunen Augen, wie Betty, Form wie Farbe ganz genau, es ist nur ein anderer Ausdruck in den ihrigen; sie sind Beide für einander bestimmt!"

„Laß auftragen, petite femme," rief der Ge-

heime Finanzrath in's Zimmer tretend, „du mußt ganz verhungert sein, und unser lieber Gast auch und die Kleine!"

Der gute Geheime Finanzrath, er war immer nur für Andere besorgt, er dachte nie an sich, er faßte die Hand seiner Tochter, die eben auch, in einem einfachen Hauskleidchen fast noch reizender als in der großen Parure, eingetreten war, führte sie an den Tisch und nahm Platz, ohne sich weiter um seine Frau und den Gast zu bekümmern.

Die Geheimräthin zog die Klingel und sagte leicht: „Bitte, nehmen sie Platz, neben Betty."

Der junge Mann bemerkte wohl, daß Elisabeth, bevor sie sich setzte, ihre Hände faltete und ihr Tischgebet verrichtete, während ihr Vater mit der Geheimräthin plaudernd einen Teller leicht mit Citrone einrieb, um dem Fisch, den er davon zu speisen gedachte, einen höheren Gaumenreiz zu verleihen. Es lag etwas Eigenthümliches in dieser Action des jungen Mädchens, die man zu übersehen schien, lediglich um sie nicht durch ausdrückliche Versagung der Theilnahme daran zu kränken. Um selbst zu beten, dazu war man natürlich viel zu aufgeklärt!

Der Fisch wurde nun aufgetragen, und die Geheimräthin wurde jetzt eben so stumm, als sie bisher redselig gewesen; gern hätte sie auch dem Lieutenant einen Wink gegeben, denn Herr von Reinbach konnte das Sprechen bei'm Fischessen nicht leiden; indessen hatte es keine Noth, denn entweder war der Lieutenant wirklich ein leidenschaftlicher Fischesser und Liebhaber von Zander, oder er hatte sonst seine Gründe zu schweigen, kurz, er sagte kein Wort mehr.

„Sehr gut, Herr von Leist," sagte der Geheime Finanzrath, eine kleine Pause machend, und sah zu, wie der Lieutenant kunstverständig seine Fischsauce aus Mostrich, frischer Butter und Citronensaft mischte, „noch ein Stückchen vom Rücken, Babet, mein Kätzchen?"

Ein köstliches Stück hielt der gute Vater auf der Fischgabel, er selbst blickte mit einer gewissen Sehnsucht darnach hin, aber er bot es doch seinem Töchterchen an; glücklicher Weise dankte Babet, das Kätzchen, und der treue Vater verzehrte den capitalen Bissen mit doppeltem Vergnügen.

„Ich sehe, sie essen gern Fisch, Herr von Leist," bemerkte der Geheime Finanzrath behaglich schmunzelnd

und träufelte ein paar Tropfen Citronensaft auf den Zipfel seiner Serviette, mit welchem er sich die Lippen abtrocknete, „meine Frau und meine Tochter essen auch gern Fisch, sehr gern!“ Der gute Mann aß zwar auch sehr gern Fisch, in seiner Bescheidenheit aber nannte er sich gar nicht.

„Nun, alle Leute von Geschmack lieben den Fisch!“ bemerkte die Geheimräthin bestimmt.

Der Geheime Finanzrath nickte ihr erst freundlich zu, dann sagte er, durch den Gedanken verstimmt: „Herr von Redow ißt niemals Fisch!“

Das hatte die kluge Bundesgenossin gewollt, ihr Gemahl sollte diese Bemerkung selbst machen, er sollte erst dem Kammerherrn die Qualität eines Mannes von Geschmack absprechen und dann einen Vergleich ziehen zwischen ihm und dem Herrn von Leist, der so gern Fisch aß. Sie erreichte ihren Zweck vollständig, in höherm Maaße vielleicht noch, als sie gehofft hatte.

„Trinken sie gern Rheinwein, Herr von Leist,“ fragte der Geheime Finanzrath seinen Gast, als die erste Flasche leer war, „oder begünstigen sie aus-

schließlich den Pontac, wie man von ihren Herren Kameraden sagt?"

„Bei ihnen, Herr Geheimrath, trinke ich sehr gern Rheinwein," erwiderte der Lieutenant fein, „obwohl ich nicht läugnen will, daß ich's an andern Orten gern ausschlage."

„Haha! ich verstehe, ich verstehe!" rief der alte Schlemmer vergnügt und befahl einen Rheinwein, der so kostbar war, daß selbst die Geheimräthin stutzte; ihr Bundesgenosse stieg mächtig im Ansehen.

Elisabeth hatte dessen nicht Acht, sie war wie gewöhnlich sehr still, aber sie antwortete einfach freundlich auf die Fragen, welche der junge Edelmann halb schüchtern an sie richtete. Es war gerade bei Tische am wenigsten, wo man Eindruck auf dieses Mädchen machen konnte; nicht daß in ihr eine puritanische Verachtung der Gottesgabe gewesen wäre, oh nein! sie genoß frisch und mit gesundem Appetit, aber sehr einfach gewöhnt, fehlte ihr noch überhaupt der Standpunkt culinarischen Genüssen gegenüber, und die oft in förmliche Schlemmerei ausartende Feinschmeckerei ihres Vaters und seiner gewöhnlichen Tafelgenossen erfüllte sie mit einer Art von Ekel, den sie nur

durch die kindliche Liebe, mit welcher sie an ihrem Vater hing, bekämpfte. Alles, was dem Lieutenant in den Augen ihres Vaters zur Ehre gereichte, würde ihm in ihren Augen geschadet haben, wenn er sich etwas weniger maaßvoll gezeigt hätte.

Die Herren schlürften eben die ersten Gläser des feurigen Tranks, von dem sich auch die Geheimräthin einen Tropfen, wie sie sagte, ausgebeten hatte, als man einen Wagen vorfahren hörte.

„Noch ein Besuch?" sagte der Geheime Finanzrath verdrießlich, er liebte neue Gesichter nicht, wenn er die zweite Flasche angebrochen.

„Der Kammerherr!" meinte die Geheimräthin spöttisch.

„Excellenz von Bischoffswerder!" rief die Kammerjungfer der Geheimräthin in's Zimmer.

„Nun, was soll denn das heißen?" fragte der Hausherr mit steigendem Verdruß.

„Wissen sie das Neueste, Freundchen?" rief ein mittelgroßer, ältlicher Herr, der in seinen Roquelaure gehüllt in's Zimmer trat; „sie ist wirklich wieder hier, heute Nachmittag eingetroffen, bei der Matuschka abgestiegen!"

„Wirklich, die Gräfin wieder hier?“ fragte der Geheime Finanzrath sich erhebend, und in seine verschwommenen Züge kam eine Festigkeit, ein Leben, das man sonst nicht darin bemerkte.

„Die Gräfin, oh nein!“ entgegnete der Günstling Friedrich Wilhelm's II., „die Gräfin Lichtenau ist todt, die Freifrau von Holbein ist heute hier eingetroffen, am hellen Tage hier durch Berlin gefahren; es hat sich Niemand eigentlich darum gekümmert, viele haben sie erkannt und höflich gegrüßt; da sieht man, was das Gerede zu bedeuten hatte: sie dürfe sich hier nicht sehen lassen, das Volk werde sie in Stücke reißen; ah! wir waren gar nicht so verhaßt, als man uns glauben machen wollte, und jetzt —“

„Jetzt sind wir vergessen, Excellenz!“ sagte der Geheime Finanzrath mit großer Bestimmtheit.

„Vielleicht,“ entgegnete der General von Bischoffswerder langsam, und seine Augen nahmen jenen Ausdruck an, der so viele Leute verleitet hat, den Günstling Friedrich Wilhelm's II. für einen Schwärmer zu halten; „guten Abend, mein schönes Kind, meine Nichten lassen sich bestens empfehlen, und auch ihnen, meine gnädige Frau!“

„Wollen Excellenz nicht Platz nehmen?“ bat die Geheimräthin.

„Von dem Wein da will ich ein Glas annehmen, ich kenne ihn,“ entgegnete der General, indem er sich an der Seite der Geheimräthin niederließ, „oder kenne ich ihn nicht, Freundchen?“

Die beiden Männer vom alten Hofe wechselten einen Blick des Einverständnisses.

„Außer ihr, die nun heute wieder hierher gekommen,“ sagte der General, sein Glas langsam leerend, „kennt diesen Wein keiner außer uns!“

„Werden sie ihr einen Besuch machen, Excellenz?“ fragte der Hausherr zögernd.

„Wenn die Gräfin von Lichtenau nach Berlin zurückgekehrt wäre,“ antwortete der General bestimmt, „so würde ich, meines hochseligen Herrn wegen, ihr einen Besuch machen; die Freifrau von Holbein dagegen kenne ich nicht, doch würde es mir natürlich sehr angenehm sein, ihr an einem dritten Orte zu begegnen.“

„Ich verstehe Eure Excellenz!“ entgegnete der Geheime Finanzrath.

Der General von Bischoffswerder nickte ihm zu.

Die beiden alten Herren rückten näher zusammen und begannen leise zu sprechen.

Die Geheimräthin erhob sich, dem Lieutenant und Elisabeth ein Zeichen gebend.

Sie trat mit den beiden jungen Leuten in ein Nebenzimmer, es entging dem Officier nicht, daß seine Bundesgenossin eine gewisse Unruhe verrieth; er bat sie deshalb, ihn bei dem Hausherrn zu entschuldigen, und empfahl sich den Damen. Ein Blick der Geheimräthin sagte ihm, daß er das Richtige getroffen.

Als er draußen seinen weißen Mantel umnahm, meinte der Bediente: „Ich werde den Herrn Lieutenant über den Hof führen, gleich in die Behrenstraße!"

Herr von Leist hatte darauf nicht weiter Acht, er folgte dem Bedienten über den langen Hof, dieser schloß hier eine Thür auf und ließ ihn in einen kurzen schmalen Gang treten, der auf die Behrenstraße mündete.

Ein einziges Fenster zu ebener Erde war hier erleuchtet; vielleicht würde der junge Officier achtlos daran vorüber gegangen sein, hätte nicht lautes Lachen und fröhliches Gekicher dazwischen seine Aufmerksamkeit erregt; er blickte hinein und sah in eine kleine

Tischlerwerkstatt, darin saß mit einem groben wollenen Strickzeug auf dem Schooß, schlecht, aber nicht unsauber gekleidet, eine derbe, blühende Frau, welche lachend und kichernd die Scherze eines Mannes erwiderte, der vor ihr auf dem Boden kniete und an den Felgen einer Kinderwiege hämmerte, die er im Begriff war anzuschlagen.

Welch' ein glückliches junges Paar! dachte der Lieutenant und setzte seinen Weg fort.

Der Mann, der sich die Wiege selbst zimmerte für den erwarteten Ehesegen, und die junge Frau, die ihm, halb verschämt, lachend zusah, hatten einen tiefen Eindruck auf den jungen Cavalier gemacht, er sah im Traume derselbigen Nacht mehrmals die beiden glücklichen Gesichter.

Fünftes Capitel.

Au Parlament d'Angleterre.

„Dort ward gesungen und gescherzt
Und manches Glas getrunken,
Manch liebes Mädchen warm geherzt,
Jetzt ist das Schloß versunken."
(Alte Ballade.)

Am Zeughause Nr. 1. befand sich der vornehme Gasthof der Wittwe Markgraf, genannt au Parlament d'Angleterre; hier war man sicher, Abends auch nach zehn Uhr noch, in dem großen Zimmer zur linken Hand, eine ziemliche Anzahl von Officieren der Berliner Garnison zu finden, die mit großer Vorliebe sich nach englischen Mustern bildeten, das heißt, mit fester Entsagung Beefsteaks aßen und mit edler Selbstverläugnung tüchtig dazu tranken.

Es war da eine Nachahmung englischer Clubsitten, bislang ganz fremd und unbekannt in Berlin, die aber um so mehr Anklang finden mußten, als sie für die unverheiratheten jüngern Officiere einem wirklichen Bedürfniß abhalfen, für die Aelteren aber die Annehmlichkeit boten, ohne großen Aufwand geselligen Umgang zu genießen.

Das Clubzimmer au Parlament d'Angleterre zeigte durchaus nicht den Luxus, der jetzt in den Gastzimmern meist mehr prahlerisch als geschmackvoll und wohlthuend entfaltet wird; ein langer Tisch mit einer schönen glatten Eichenholzplatte nahm den größten Theil des Platzes ein, um ihn saßen die kriegerischen Gäste, rauchten ihre Pfeifen, plauderten und tranken. Einige hatten sich auch einen der auf der Tafel stehenden Armleuchter näher heran gezogen und lasen mit mehr oder minder geschärfter Aufmerksamkeit in den Zeitungen, welche hier zahlreicher waren als an sonst einem öffentlichen Orte Berlin's. Der Zeitungsspediteur Buchalski in der Schornsteinfegergasse, nahe bei der Alten Roßstraße Nr. 6, hatte für kein Haus so viel Aufträge wie für dieses englische Parlament, das meist preußische Officiere bildeten.

Da lagen die kleinen Quartblättchen von grauem Papier, die „Berlinischen Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen“, Verlag von Haude und Spener; neben ihnen die noch ältere „Königliche Privilegirte Berlinische Zeitung“, Verlag Vossischer Erben, damals der ehrenfeste Buchhändler Schramm in der Breitenstraße; dann das „Intelligenz-Blatt“; der „Beobachter an der Spree“; eine literarische französische Zeitung, einige gelehrte und schönwissenschaftliche Blätter; das war die Berliner Presse. Neben ihr war aber auch die auswärtige Presse stark vertreten durch den „Hamburgischen unparteiischen Correspondenten“, das französische „Reichs-Journal“ und die „Leydener Zeitung“.

Am Ende der Tafel, etwas abseits von den Kameraden, saß der Lieutenant von Leist, er war ziemlich spät gekommen und verzehrte einsam sein Abendbrot, kaum hörte er auf die ziemlich lauten Unterhaltungen, welche am obern Theile des Tisches geführt wurden; er aß nachdenklich und war sichtlich gegen alle Regeln gastronomischer Weisheit viel mehr mit seinen Gedanken als mit seinem etwas zähen Beefsteak beschäftigt, das indessen doch seinen gesunden

Zähnen keinen nachhaltigen Widerstand entgegen zu setzen vermochte; endlich kam ein Kamerad vom Regiment, setzte sich neben ihm nieder, legte sich behaglich zurück, ließ eine dünne Rauchwolke empor wirbeln aus dem rechten Mundwinkel und sagte scherzend: „Sie müssen hier im Hause einer besonders kräftigen Protection genießen, von Leist, denn wie ich sehe sind sie mit ihrem Beefsteak fertig geworden, dessen aber haben sich heute Abend nicht Viele von uns rühmen können!"

Der unge Officier lächelte, deutete dann auf seine schönen Zähne und schenkte sich ohne weiter zu antworten ein großes Glas bis an den Rand voll ein; wie sich für einen Officier vom Regiment Gensd'armes von selbst versteht, ist es Pontac.

„Wo bekomme ich die Musik aus dem Deserteur, Leist," fuhr der andere Officier fort, „die ich neulich bei ihnen sah, ich bin bei dem Musikrath Hummel, dem Fürstenhause gegenüber, abonnirt, bin aber gar nicht zufrieden, schickt mir lauter altes Zeug, und wenn ich ja mal was finde, was mir zusagt, läßt's der Kerl gewiß am andern Tage abholen."

„Gehen sie zu Rellstab Sohn, an der Garnisonkirche, lieber Nostitz," entgegnete der Lieutenant von

Leist freundlich, „bin sehr zufrieden mit dem Manne, immer die neuesten Musikalien, sehr bequem, läßt ihnen, was ihnen gefällt, wenn es die Tour durch ist, für billigen Preis ab. Sie lesen ja auch wohl, Nostitz, auch sehr gute Leihbibliothek bei Rellstab. Was haben die Herren da oben?"

Lautes Gelächter und lachender Stimmen lautes Gewirr erfüllte den Raum.

Der Lieutenant von Nostitz wendete sich halb um auf einen Augenblick, dann entgegnete er, seine frühere bequeme Stellung wieder einnehmend: „Ich kann das nicht leiden; eine sehr schöne Jüdin, ich habe ihren Namen vergessen, hat jüngst in einer Gesellschaft, oder bei einer Vorlesung, wo das geistreiche jüdische Frauenzimmer sich zusammenfindet, ein Papier verloren; Gott weiß, wie das Blatt in die Hände des Majors gekommen ist. Kurzum, es heißt, ein Officier sei der Dichter der Verse, und nun werden dieselben Jedem vorgelesen, man hofft, der Dichter werde sich verrathen dabei. Es ist doch eine Art Spionage!"

„Nun, wenn die Verse gut sind und die Jüdin schön!" lachte von Leist, „so sehe ich kein besonderes Unglück dabei."

„Unglück, nein," entgegnete Nostitz, „man drängt sich aber doch ganz unberufen in das Geheimniß Anderer, und ich sehe kein besonderes Glück in dem Zusammenbringen eines Cavaliers und Officiers mit einer Jüdin."

„Die Jüdinnen sind verschieden!" entgegnete Leist scharf und kurz.

„Das weiß ich, Herr von Leist!" antwortete Nostitz ernsthaft, gleich darauf nach augenblicklichem Besinnen aber fuhr er fort: „Verstehen sie mich nicht falsch, Leist, ich weiß, daß auch sie die geistreichen Salons zuweilen besuchen, und warum sollten sie nicht, wenn ihnen das Spaß macht? Ich habe aber niemals daran gedacht, auch im Entferntesten nicht, daß sie einer Jüdin ernsthaft den Hof machen könnten, wie man das jetzt von mehreren und leider sogar auch von Cavallerie-Officieren sagt, und ich fürchte nicht mit Unrecht sagt."

Herr von Leist hatte nicht Zeit zu antworten, denn in demselben Augenblick begann der Major mit dröhnender Stimme die Verse abzulesen, welche die junge Schönheit verloren, sie lauteten:

Wär' ich wie Ahasverus König
So wäre Esther mir zu wenig.
Ich gäbe Dir mein Scepter hin,
Und machte Dich zur Königin;
So aber ist, durch Vorurtheil,
Dich zu bewundern nur mein Theil.

„Was sagen sie zu den Versen, Leist?“ rief eine Stentorstimme von oben herunter, „sie sind ja ein halber Schöngeist, verkehren mit der schönen Hofräthin Herz, von der Seine Königliche Hoheit der Prinz Louis neulich gesagt hat, sie sei noch nie geliebt worden, wie sie geliebt zu werden verdiene! Herr von Leist, sagen sie uns, was sie von diesen Versen halten?“

„Dann muß ich bitten, sie mich noch einmal hören zu lassen, Herr Rittmeister,“ entgegnete der junge Edelmann, indem er sich leicht erhob; in unverwüstlicher Lust am Spaß las der Major die Verse noch einmal, Herr von Leist aber fragte den neben ihm sitzenden Kameraden leise: „hält man mich für den Verfasser, Herr von Nostitz?“

„Es sieht so beinahe aus,“ entgegnete dieser, indem er die Gruppe am obern Ende des Tisches

musterte; „der Schwarze soll mich reiten, wenn's nicht so ist, gebt's ihnen tüchtig, Leist, ich bitte sie, verdammt wären diese schlechten Späße."

Der Major war mit den Versen zu Ende, aller Augen ruheten auf dem jungen Officier, der zwanglos den mit dem gespornten Steifstiefel bekleideten Fuß auf den nächsten Stuhl stellte und mit ruhigem Ernste erklärte: „Die Verse kommen mir so schlecht nicht vor, wenigstens hab' ich bestimmt schon schlechtere gehört —"

Die Herren warfen sich lächelnd bedeutungsvolle Blicke zu.

„Aber," fuhr Herr von Leist fort, „wenn ich die Verse nicht tadeln kann, so tadle ich doch die ganz miserable Gesinnung, aus der sie hervorgegangen sind."

Ein lauter Schrei der Verwunderung ertönte.

„Bravo!" rief der Lieutenant von Nostitz mit funkelnden Augen.

Herr von Leist lehnte sich wieder in seinen Stuhl zurück und schlürfte den Rest seines Weines mit sichtlichem Behagen.

„Miserable Gesinnung! wie meinen sie das, Herr

von Leist?" fragte der Rittmeister, nachdem die Ruhe sich wieder hergestellt hatte.

„Herr Rittmeister," antwortete der Lieutenant sehr ernst, indem er sich wieder aufrichtete, „es ist kein Vorurtheil, sondern ein richtiges Gefühl und ein Gesetz, welches einem christlichen Cavalier verbietet, eine Jüdin zum Weibe zu nehmen; wer aber dieses Gefühl für weiter nichts als ein Vorurtheil hält, der ist von miserabler Gesinnung, wenn er nicht ein Mal Herr über ein armseliges Vorurtheil werden kann, wo es seine Liebe gilt."

„Bravo!" rief der Lieutenant von Nostitz noch ein Mal und reichte seinem Kameraden die Hand, die dieser mit festem Druck nahm.

„Siehe da, die beiden Philosophen vom Königlichen Regiment Gensd'armes!" lachte der Rittmeister leichtblütig, während der Major und einige andere Herren ziemlich betroffen dreinschauten, denn es war in der Rede, vielleicht nur im Klange der Stimme des jungen Officiers ein Etwas, was einen Vorwurf enthielt; indessen war das schwer zu bezeichnen, und Denken war nicht gerade die liebste Beschäftigung dieser Herren. Deshalb nahmen sie wieder Platz und

schütteten einige große Gläser Pontac auf den kleinen Verdruß; das war probat, denn alsbald kehrte Allen die frühere Laune wieder, und das Gespräch gab ziemlich klar an den Tag, daß fast alle diese vornehmen Officiere darin einig waren, es sei nichts weiter als ein Vorurtheil, was die Ehe zwischen Christen und Jüdinnen hindere.

Das war gewiß auffallend bei vornehmen Cavallerie-Officieren. „Der Schwarze soll mich reiten," flüsterte Herr von Nostitz ärgerlich unserm jungen Freunde zu, „wenn diese Burschen sich nicht auf's Unverschämteste belügen. Es ist wohl Mode jetzt, gegen Vorurtheile zu kämpfen, da wird denn Alles, was unbequem ist, zum Vorurtheil gestempelt und mit verhängtem Zügel attakirt."

„Nicht mit verhängtem Zügel, lieber Nostitz," entgegnete Leist ebenfalls flüsternd, „sondern mit losem Maul, denn alle die Herren Kameraden, die da so stolz zu Gericht sitzen über das Vorurtheil, würden sich gewaltig auf die Hinterfüße setzen, wenn man ihnen zumuthete, wirklich eine Jüdin zu heirathen!"

„Meinen sie? ich fürchte, sie irren sich, Herr Kamerad, sie denken noch viel zu gut von den Leu-

ten; ich will keinen Namen nennen, aber wenn die alten adelstolzen Väter und Mütter nicht wären bei Dem und Jenem, wenn Diesen nicht die Aussicht auf den Verlust eines Majorats, das nur ein Edelmann mit Ahnen bekommt, oder eine Dompräbende, oder sonst so ein altes, vorurtheilvolles Institut zurückhielte, so würden wir genug Helden bewundern können, welche einer reichen und schönen Jüdin zu Liebe nicht mit dem losen Maul allein das schädliche Vorurtheil besiegen thäten."

„Wer in diesen und ähnlichen Gefühlen wirklich nur Vorurtheile sieht, der hat nicht nur ein Recht, sondern auch die Pflicht, sie zu besiegen!" meinte Lieutenant von Leist.

„Wenn ich nur wüßte, wo zum Teufel sie diesen Ton herbekommen, Leist, Alles, was sie sagen, klingt immer wie ein Spruch, wie eine Regel; sie hatten das früher nicht, erst seit einiger Zeit habe ich das bemerkt."

Der Lieutenant lächelte leise und sagte freundlich: „Das ist ihnen auch aufgefallen, Nostitz; sie haben ein feines Gehör in der That, gestern erst machte mir eine gescheute Frau, die Hofräthin Herz, deren zuvor

gedacht wurde, dieselbe Bemerkung, und sagte mir gleich dazu, was ich selbst nicht wußte, woher ich diese Redeweise habe."

„Da bin ich doch neugierig!" meinte Herr von Nostitz, und rückte dem Kameraden näher.

„Ach, es ist kein Geheimniß," lachte der Lieutenant, „ich habe nur seit einigen Monaten sehr viel von Schiller gelesen und bin so zu dieser Redeweise gekommen."

„Verdammt gescheut muß diese Herz sein, daß sie das gleich heraushört," erwiderte Herr von Nostitz kopfschüttelnd, „ich hätte noch zehn Jahre lang sie reden hören können, und wäre darauf sicher nicht verfallen."

Herr von Leist lachte hell auf.

„Was haben sie denn?" fragte der Kamerad stutzend.

„Seien sie ehrlich, Nostitz, sie haben noch nichts von Schiller gelesen!" drängte Leist.

„Da haben sie Recht," entgegnete der und begann gleichfalls zu lachen, „jetzt verstehe ich, ich habe zwar die Jungfrau von Orleans gesehen und Maria Stuart, aber ich begreife, das reicht nicht aus; doch

hören sie, was erzählt der Pannwitz da, ein guter Kerl, wenn er nur nicht immer so entsetzlich nach Eau de Luce stänke."

„Nein, die Straße sage ich ihnen nicht," erzählte ein hübscher Garde du Corps-Officier, „kurz und gut, es war auf der Friedrichsstadt, und obwohl es schon ziemlich finster war, so bemerkte ich doch, daß die beiden Damen allerliebst waren, tiefe Trauer zeigte sich auf ihren hübschen Gesichtern, ich ließ sie passiren und auch eine alte Hexe, die, eine große Schachtel im Arme, hinter ihnen hermarschirte. Sie werden mir zutrauen, meine Herren, daß ich nicht müssig stehen blieb, sondern den traurigen Schönen in einiger Entfernung folgte, ich habe nun einmal eine eigenthümliche Lust daran, traurige Schönheiten zu trösten. Die Damen traten endlich in eine Thorfahrt ein, und ich folgte ihnen auch dahin, was mit geringer Schwierigkeit verknüpft war, da der Thorflügel offen blieb."

„Bist du es, lieber Engel?" fragte auf dem Hof eine Frauenstimme.

„Ich bin es, liebe Marianne?" antwortete eine meiner Traurigen.

Der Erzähler ahmte die zarten Frauenstimmen in höchst komischer Weise nach.

„Ich habe euch schon lange erwartet, meine armen Kinder, wartet einen Augenblick, ich habe eine Laterne hier; mein abscheulicher Mann ist zu Hause und er darf nichts wissen, er würde mit eurem Schmerz nur seinen schnöden Spott treiben, denn ach! was ahnet ein roher Mann von den zarten Gefühlen eines weiblichen Wesens, das sich trennen muß vom Liebsten, was es hat auf Erden.“

„Ach ja, vom Liebsten was wir hatten auf Erden!“ wiederholten leise und traurig meine beiden Schönheiten.

Die Officiere brachen in ein schallendes Gelächter aus, denn der Erzähler ahmte die sentimental schmachtenden Weiber höchst ergötzlich nach.

Die Freundin erschien mit der Laterne, und die beiden Damen, sowie die Alte mit der Schachtel folgten ihr durch eine Gitterthür in den Garten. Ich schaute durch das Gitter und konnte Alles genau sehen, denn die vier Frauenzimmer bewegten sich im Scheine der Laterne etwa zehn Schritt von mir unter einem Baume; ich mußte ganz unbemerkt bleiben, da

ich im tiefsten Dunkel stand, aber ich konnte jedes Wort hören, was sie sprachen.

„Wie gut du bist, liebe Amalie,“ sagte eine meiner Trauernden, „du hast schon das kleine Grab machen lassen für meinen Liebling!“

Ich gestehe ihnen, meine Herren, unterbrach sich der Erzähler, daß mir anfing ängstlich zu werden; die Damen weinten bitterlich, sie begruben die Schachtel, welche die dienende Person bis dahin gehalten; habe ich mich nicht getäuscht, so streuten sie auch Blumen in das Grab, füllten es dann und traten endlich ihren Rückweg an. Ich mußte mich zurückziehen, eine eigene Bangigkeit ergriff mich, ich kam auf den Gedanken, daß da ein Kind verscharrt worden.

„Tritt noch einen Augenblick ein bei mir, meine süße Marianne,“ hörte ich die Stimme der Hausfrau, „erhole dich ein wenig, armes Kind, du bist zu angegriffen!“ Die beiden Damen folgten dieser Einladung, ich trat durch die Thorfahrt und stellte mich auf den Straßendamm, um mir das Haus anzusehen, ich wollte mir den Ort merken, man konnte doch nicht wissen; da sah ich eine Person aus dem Thor kommen, mit drei Schritten war ich in ihrer

Nähe, ich erkannte augenblicklich die alte Person, welche die Schachtel getragen, und war fest entschlossen, sie anzureden, als mir dieselbe zuvor kam. Zwar redete sie mich nicht an, aber sie schimpfte halblaut vor sich hin: „Es ist eine Sünde und Schande, einen solchen Spuk zu veranstalten; mancher Christenmensch ist nicht so ehrlich begraben worden, freilich hat's auch bei Lebzeiten mancher Mutter Kind nicht so gut gehabt; und was war das für eine bissige, schlechte Hundethöle, Gott sei Dank, daß das Beest fort ist, aber eine Sünde bleibt's doch, daß es begraben wird wie ein Christenmensch, und daß die Fräuleins drüber heulen, als wenn sie der Bock stieße" — und so weiter. — Ich sage ihnen, meine Herren, es war ein Vergnügen, dieser alten Person zuzuhören, sie bediente sich so kräftiger und gesunder Schimpfworte, daß Wachtmeister Gützkow noch von ihr hätte lernen können, und ich schimpfte durch alle Register mit im Stillen, die ganze Kochstraße hinunter, denn es war mir doch auch außer allem Scherz, daß ich mir allerlei Mordgeschichten in den Kopf hatte setzen müssen eines todten Mopses wegen."

Laut lachend spotteten die Herren über die kin-

dische Sentimentalität und erzählten die ergötzlichsten und zugleich empörendsten Beispiele von Frauen und Mädchen, die ihre Neigung der Menschheit ganz entzogen hatten, um sie in albernster Weise möglichst scheußlichem Viehzeug zuzuwenden.

„Ein Weib, das einen Mops liebt, ist auch der Liebe des Mannes nicht werth," sagte der Lieutenant von Leist.

„Welche schöne Sentenz, von Schiller?" entgegnete Herr von Nostitz lächelnd.

Auch Leist lächelte, aber er setzte sofort ernst hinzu: „Wie mag es wohl zugehen, daß ich bei keiner Jüdin eine so sentimental alberne Zuneigung zu unvernünftigem Viehzeug bemerkt habe?"

„Darauf will ich ihnen antworten, von Leist," erwiderte Nostitz rasch, „weil die Juden überhaupt keine Neigung zu den Thieren haben, auch nicht die vernünftige, die rechtschaffene, keine Freude an Roß und Hund, kein Verständniß für die Natur überhaupt;" wir freuen uns im rauschenden Wald, der Jude aber zittert, der unbekannte Wald, den er nicht zu verstehen vermag, jagt ihm Entsetzen ein.

„Wahrlich," rief der Lieutenant überrascht, „es

ist eine tiefe Wahrheit in dem, was sie sagen, von Nostitz, es mag einzelne Ausnahmen geben, im Ganzen aber haben sie vollkommen Recht."

„Gut, ich habe eine Frage zu ihrer Zufriedenheit beantwortet," nahm Nostitz das Wort wieder, „jetzt beantworten sie mir auch eine Frage, die ich gerade ihnen schon öfter habe vorlegen wollen; warum ist hier in Berlin seit Jahren so viel die Rede von den geistreichen Jüdinnen, von ihrem Witz, von ihrem Ton, von ihren Kreisen und Gesellschaften, fast niemals aber von geistreichen Juden?"

Leist sah den Kameraden erstaunt an eine Weile, dann sagte er einfach: „Ich weiß es wahrhaftig nicht!"

„Ich weiß es wahrhaftig nicht, Sentenz von Schiller!" spottete Nostitz lächelnd.

„Niemals habe ich daran gedacht!" gab Leist beinahe betrübt sehr kleinlaut zu.

„Nun, ich weiß es auch nicht genau," sagte Nostitz tröstend, „aufgefallen ist mir das lange, daß die Juden hier, mit wenigen Ausnahmen, nur Geld, aber viel Geld zu verdienen wissen, während die Jüdinnen sich in Besitz einer geistigen Herrschaft ge-

setzt haben; so hat das Judenthum hier eine doppelte Macht, das dürfen wir nicht vergessen."

„In Frankreich, in Paris vor der Revolution wenigstens", meinte Herr von Leist sinnend, „waren es auch die geistreichen Frauen, welche die Gesellschaft beherrschten. Es ist immer nur die Rede von dem Salon der Frau von Tencin, der Madame Geoffrin, der Frau von Staël-Holstein, niemals habe ich gehört, daß der Salon eines Mannes gerühmt worden wäre."

„Der Schwarze soll mich reiten, wenn sie nicht auf der rechten Fährte sind, Leist; die Juden und die Franzosen haben viel mehr Aehnlichkeit miteinander, als man denkt. Salon, das ist das rechte Wort, das ist das Königreich der geistreichen Weiber; die Französinnen können einen Salon halten, sie verstehen sich auf das reizende und anmuthige Spiel mit glänzenden Worten und lackirten Redensarten, auf das haarscharfe Jongleurspiel mit Gedanken und Ideen, unsere deutschen Frauen werden das nie lernen, Gott sei Dank! Und weil wir eben doch den Franzosen Alles nachmachen müssen, so hat uns ein günstiges Geschick die geistreichen Berliner Jüdinnen bescheert,

die uns den geistigen Spieltisch arrangiren, an dem wir mit unserm Witz schließlich immer „labet" werden ihnen gegenüber; sie halten Bank, sie allein, wir müssen pointiren, und sie wissen, Leist, daß beim Hazard der Bankhalter allein Chancen des Gewinnens hat, der Pointeur hat nur den Zufall."

„Ich stimme ihnen bei," sagte Herr von Leist, der sehr aufmerksam zugehört hatte, ernst, „nur verstehe ich nicht recht, was sie damit sagen wollen, daß wir immer verlieren und die Jüdinnen immer gewinnen in dem geistigen Spiel."

„Das kann ich ihnen mit klaren Worten sagen," fuhr der von Nostitz eifrig fort, „wir verlieren an jenen geistigen Spieltischen unsere deutschen Gedanken, unsere deutschen Gefühle, unsere Siegerinnen zwingen uns fremde, undeutsche Gedanken und Gefühle auf; in jener Atmosphäre werden die deutschen und preußischen Patrioten zu Weltbürgern, nicht auf ein Mal, nicht plötzlich, sondern unmerklich, langsam aber sicher. Die Ideen, aus welchen die französische Revolution hervorging, sie werden uns in ihrer geistreichsten Gestalt dort eingeimpft, mit einem Wort, die geistreichen

Jüdinnen sind die Vorposten der revolutionären französischen Weltherrschaft in Berlin."

„Viele dieser Jüdinnen sind aufrichtige und eifrige preußische Patriotinnen!" warf Herr von Leist beinahe ängstlich ein.

„Das bestreite ich nicht," gab Herr von Nostitz zu, „die Meisten dienen der revolutionären Idee, ohne eine Ahnung davon zu haben; die Pariser bureaux d'esprit, in denen die Encyclopädisten groß gezogen wurden, die Herolde der Revolution, haben auch keine Ahnung gehabt von den furchtbaren Folgen ihrer geistreichen Wirksamkeit."

„Wir sind keine Franzosen, Herr von Nostitz," sagte Lieutenant von Leist ernsthaft, „wir sind nicht so leicht hingerissen, ich kenne Männer genug, welche die Salons der geistreichen Jüdinnen besuchen, um der angenehmen Unterhaltung willen, die aber in vollstem Sinne des Wortes preußische Patrioten geblieben sind."

„Oh, ich kenne solche Männer auch, lieber Herr Kamerad," versetzte der von Nostitz warm, „aber wenn die starke Constitution Einzelner das Gift überwindet, so ist das noch lange kein Beweis für die

Unschädlichkeit des Giftes. Doch genug für heute davon, wir reden schon ein anderes Mal weiter, aber ich bitte sie, beobachten sie schärfer und sagen sie mir dann, ob es nicht jetzt schon eine Menge Dinge giebt, über welche wir lachen oder höchstens die Achseln zucken, über die unsre Väter aber noch fluchen oder weinen!"

Nostitz stand auf und verfügte sich zu der Gruppe von Officieren am obern Ende der Tafel, während Leist einsam und nachdenklich sitzen blieb und die letzten Tropfen seines Weines langsam aus der Flasche ins Glas rinnen ließ.

Die andern Herren waren indessen sehr laut geworden, Politik und Hunde, Pferde und Mädchen, Karten und Dienstangelegenheiten wurden mit jenem Eifer, den der Wein giebt, besprochen; ein lustiges Reiterlied wurde angestimmt, der Pontac floß rascher durch die heißen Kehlen und jagte das Blut zu rascherm Lauf durch die Adern

Herr von Leist hatte weder Auge noch Ohr für das Alles; anfänglich hatte er ernsthaft den Worten seines Kameraden über die Jüdinnen nachgedacht, nach und nach aber war sein Gesicht immer heiterer und

klarer geworden, jetzt blickte er mit seligem Lächeln in den dunkeln Purpur seines Weines, als schaue ihm daraus ein liebliches Antlitz entgegen. Plötzlich fuhr er auf aus seinem Sinnen, denn es war die helle scharfe Stimme seines Kameraden von Nostitz, die er vernahm, der Lieutenant sang mit großer Sicherheit und einer Energie, welche seinen Gesang durch all den Tumult hörbar machte:

Sie fiel dem Jäger zu Füßen
Auf ihr schneeweißes Knie.
Ach! Jäger thu mich nicht erschießen,
Dem Jäger das Herze wohl brach.

Sie thät den Jäger wohl fragen:
Ach edler Jäger mein,
Darf ich einen grünen Kranz tragen
In meinem goldfarbenen Haar.

Grün Kränzlein darfst du nicht tragen
Wie ein Jungfräulein trägt,
Ein schneeweiß Häublein sollst tragen
Wie ein jung Jägersfrau trägt.

Der Tumult war groß gewesen, als Herr von Nostitz sein Jägerlied zu singen begann, seine Energie aber hatte schon beim zweiten Verse gesiegt, beim

dritten sangen oder brummten alle Anwesenden mit, und selbst Herr von Leist wiederholte den Refrain.

„Wie mächtig der Wille eines Mannes ist!“ dachte der junge Officier unwillkürlich bei sich, und dieser Gedanke brachte ihn wieder auf das ernste Gespräch, das er zuvor mit dem Lieutenant von Nostitz geführt, und wahrscheinlich würde er sich, trotz seines leeren Glases, aufs Neue in eine Fluth von Gedanken gestürzt haben, wenn nicht im selben Augenblick der alte Kellerknecht, welcher die Officiere vorzugsweise zu bedienen pflegte, an ihn herangetreten wäre und mit leiser Stimme gemeldet hätte: „es ist ein Herr draußen, wünscht den Herrn Lieutenant zu sprechen, ein Herr Graf....“

„Marcolini?“ fragte Leist überrascht, als er bemerkte, daß der Alte den Namen vergessen hatte.

„Richtig!“ rief dieser erfreut.

„Aber warum kommt er nicht herein?“ meinte der Lieutenant, indem er sich erhob.

Er ging hinaus und fand den sächsischen Diplomaten in seinen mächtigen Pelz gehüllt im Flurgang seiner harrend.

„Nur ein Wort, mon cher!“ sagte Marcolini leise und keuchend, indem er Leist's Hand nahm.

„Zum Teufel, was haben sie?“ rief der Lieutenant, mühsam seinen Schreck unterdrückend.

Graf Marcolini war todtenbleich, sein ganzes Gesicht war entstellt, alle Züge verzerrt, sein Odem ging schwer.

„Er hat mich ins Gesicht geschlagen!“ zischte der Graf, wie die getretene Schlange zischt, und krümmte sich zugleich unter dem Druck der wüthenden Leidenschaft, die ihn erwürgen zu wollen schien.

Der Lieutenant erbleichte vor dem Dämonenhaß, der in diesem Blicke loderte, er starrte den Grafen an, dann fragte er leise: „Wer wagte das?“

„Der Kammerherr von Redow, mein lieber Herr Cousin!“ entgegnete der Graf und lachte dazu.

Der Lieutenant fuhr zusammen bei dem schaurigen Echo, das dieses Lachen in dem leeren Flurgang fand.

„Ihn fordern, morgen früh, Pistolen!“ flüsterte der Graf jetzt, der auf alle mögliche Art versuchte, die an Wahnsinn grenzende Aufregung nieder zu halten, die sein ganzes Wesen durchtobte.

Der Antrag war dem Lieutenant sehr unwillkommen; wir wissen, daß ihn schon gewisse Verhältnisse seiner Familie zwangen, die möglichste Rücksicht gegen den Kammerherrn von Redow zu beobachten, Redow's Nebenbuhlerschaft um die schöne Elisabeth machte den Auftrag für Leist's ritterliches Gemüth auch nicht angenehmer, aber er sah auch, daß er dem sächsischen Cavalier, mit welchem er in mehr als einer Weise in der letzten Zeit ziemlich vertraut gelebt, sein Verlangen gar nicht abschlagen konnte.

„Herr Graf,“ begann er, „darf ich bitten —“

„Mon cher,“ versetzte Marcolini, sich auf's Aeußerste zusammennehmend, „fragen sie jetzt nicht.“

„Ich muß sie um Erlaubniß bitten, einen meiner Kameraden benachrichtigen zu dürfen,“ sagte der Lieutenant jetzt ernsthaft, „ich bin in Verhältnissen, die mich gegen Herrn von Redow doppelt rücksichtsvoll zu sein nöthigen. Verstehen sie mich nicht falsch, ich werde ihr Zeuge sein, aber Herr von Nostitz muß mich begleiten dürfen.“

„Nostitz, es sei! ich erwarte sie!“ stöhnte der Graf und eilte ohne weitern Abschied hinaus.

Herr von Leist stand allein in dem Flurgang

und überlegte einen Augenblick, dann kehrte er in das Gesellschaftszimmer zurück; zehn Minuten später verließen die Lieutenants von Leist und von Nostitz in ihre Mäntel gehüllt das Gasthaus au Parlement d'Angleterre.

Auf dem Dom schlug es zehn Uhr.

Sechstes Capitel.

Der Einzug der Prinzessin.

„Die Welt ist so geschwinde,
Voll eitel Lust und Schein,
Darunter muß sich finden
Viel Herzeleid und Pein!"
(A. Kober.)

Die Durchlauchtigste Prinzessin Marie Anna von Hessen-Homburg, verlobte Braut Seiner Königlichen Hoheit des Prinzen Wilhelm von Preußen, hatte so eben unter Kanonendonner und Glockengeläut, unter dem jauchzenden Zuruf einer zahllosen Menge ihren feierlichen Einzug in die Hauptstadt gehalten. Noch immer strömte die Menschenwoge gewaltig durch die Ehrenbogen in der Leipzigerstraße, in der Wilhelmsstraße und unter den Linden dem Schlosse zu, wo die junge Braut bereits von der Königlichen Familie empfangen worden war.

Der Tag war schön, der Nebel des Morgens hatte sich in Reif gewandelt und hing glitzernd an den grünen Zweigen der Ehrenpforten, an den Fahnenstangen und Festdecorationen. Die geputzte Menge, in der sich eine bedeutende Anzahl von Uniformen zeigte, welche man sonst nicht auf dem Berliner Pflaster zu sehen gewohnt war, trieb sich emsig gaffend hin und wieder und gönnte so den Zuschauern in den Fenstern eine Fortsetzung des Festes.

In den Zimmern des Rez de Chaussee eines großen herrschaftlichen Hauses in der Leipzigerstraße war eine ziemlich zahlreiche Gesellschaft versammelt geblieben, die sich hier zusammengefunden, um die junge Braut des geliebten Königlichen Bruders vorüberziehen zu sehen.

Das Haus war das Eigenthum einer alten Dame, einer nahen Verwandtin des Generals von Bischoffswerder, und die Gesellschaft gehörte meist den vertrautern Hofkreisen des hochseligen Königs Friedrich Wilhelm II. an. Bald nachdem der Festzug vorüber war, schlossen sich darum auch die Fenster in dem Rez de Chaussee, und die ältern Herren und Damen begaben sich in das Speisezimmer, wo die

vorsorgliche Dame vom Hause ein reichliches Dejeuner serviren ließ; der General von Bischoffswerder, der Geheime Finanzrath von Reinbach, der Kammerherr Graf Neale und andere Herren nahmen dort neben der Wirthin, der Geheimräthin von Reinbach und der Gräfin Matuschka, einer Schwester der Gräfin Lichtenau, an der Tafel Platz.

Nur an einem Fenster blieben beide Flügel geöffnet, trotz der scharfen Luft; das war in einem kleinen Nebenzimmer, und an diesem offnen Fenster standen drei junge Damen und zwei Herren, welche das bunte Schauspiel auf der Straße den ausgesuchten Schüsseln auf der Tafel vorzogen.

Zwei von diesen Damen sehen sich so ähnlich und sind auch so gesucht gleichförmig gekleidet, daß man unmöglich die Schwestern in ihnen verkennen kann; hübsch sind sie nicht, es sind altkluge Gesichter, aber sie haben viel Gutmüthigkeit in ihren Blicken und ihrem ganzen Wesen, es sind die Nichten des Generals von Bischoffswerder, die gesuchten Erbinnen der reichen Frau vom Hause. Friederike und Wilhelmine sind Zwillingsschwestern; die hochselige Majestät, welche sie vor etwa achtzehn Jahren aus der

Taufe zu heben geruhten, hatten Ihren hohen Namen Friedrich Wilhelm unparteiisch unter die Schwestern getheilt.

Die dritte Dame an dem offenen Fenster ist Elisabeth, das schöne Kind des Geheimen Finanzrathes von Reinbach, welche, in ihren blauen schwanbesetzten Mantel gehüllt, zwischen den beiden Schwestern stand und mit ihren schwärmerischen, weichen, braunen Augen vergnügt in das Getümmel schaute und manchen bewundernden Blick, ja manchen schmeichelhaften Ausruf von den Vorübergehenden eroberte, ohne eine Ahnung davon zu haben in der naiven Unbefangenheit, die ihr noch eigen war.

Hinter den drei jungen Damen stand der Kammerherr von Redow, in einen weiten weißen Ueberrock gehüllt, dessen rechter Aermel leer niederhing; der Kammerherr trug darunter den rechten Arm in einer seidenen Schlinge, er hatte, wie er beim Eintritt erzählte, einige Tage zuvor einen schlimmen Fall gethan und sich den rechten Arm erheblich verletzt. Diese Verletzung mußte wirklich schwer sein, wenn man ihr die grauenhafte Blässe zuschreiben sollte, welche das Antlitz des Kammerherrn bedeckte, dessen Züge

viel schärfer noch als je hervortraten. Herr von Redow war bleich schon seit Jahren, aber diese Blässe heute war fast Entsetzen erregend.

Weich und warm hatte Elisabeth den Kammerherrn gebeten, sich zurück zu ziehen, sobald sie bemerkte, daß er leidend war, der aber hatte sich geweigert und erklärt, die Zerstreuung werde ihm wohl thun. Die spöttischen Blicke, mit denen ihn die Geheimräthin verfolgte, hatte er nur durch jenes beinahe stupide Anstarren, das man seit einiger Zeit mehr und mehr bei ihm bemerkte, erwidert. Der Geheime Finanzrath war seinerseits überzeugt, daß der Kammerherr sich bei nächtlicher Stunde schwer berauscht und in dieser Situation den gefährlichen Fall gethan habe. Es ging nämlich ein dunkles Gerede in der Gesellschaft, daß der Kammerherr von Redow sich allnächtlich einsam zu betrinken pflege. An dieses Gerede knüpfte der Klatsch natürlich die gräßlichsten Geschichten über die Verbrechen, die der Kammerherr begangen, denn er trank ja nur so entsetzlich, um die Gewissensbisse, die ihn quälten, zu übertäuben. Seit einiger Zeit kam auch das Gerücht auf, der hochselige König Friedrich Wilhelm II. habe

den Kammerherrn, der wegen Mord zum Tode verurtheilt gewesen, nur auf die dringende Fürbitte des Grafen Haugwitz begnadigt, der Kammerherr aber müsse seitdem beständig einen seidenen Strick um den bloßen Hals tragen, und der Scharfrichter komme alljährlich drei Mal zu ihm, um sich zu überzeugen, daß er den seidenen Strick wirklich noch um den Hals habe. Das Gerücht wußte so genau Bescheid, daß es weiter versicherte, der Kammerherr müsse dem Scharfrichter für jeden Besuch ein Douceur von fünf Friedrichsd'or geben.

Die Geheimräthin von Reinbach erzählte niemals solche Geschichten, dennoch gab es Leute, welche behaupten wollten, alle diese schaurig romantischen Erzählungen, diese Commentarien zu dem allerdings eigenthümlichen, fast gespenstischen Wesen des Kammerherrn, wären Producte der Einbildungskraft der klugen, runden Frau mit dem ewigen Lächeln.

Der Herr, der neben dem Kammerherrn hinter den Damen stand, bildete einen vollständigen Contrast zu seinem Nebenmann; es war ein derber, stämmiger Landjunker mit rothen Backen und gesunden Zähnen; er lachte aus vollem Halse bei jeder Gele-

genheit, und seine kleinen runden Augen lachten immer. Es war ein Cousin, sowohl des Kammerherrn, den er nicht leiden konnte, als auch der beiden Fräulein Friederike und Wilhelmine, denen er sehr gut war. Auch stand es bereits fest, daß er eine der beiden Schwestern heirathen solle, ihm war's gleich welche, er hatte den Damen in dem Punkte völlige Freiheit gelassen; eigentlich hätte er sie am liebsten alle Beide geheirathet, damit das Bischen Armuth zusammen bleibe ungetheilt, wie er sich ausdrückte. Auch verzichtete er zwar nothgedrungen auf die Doppelheirath, aber durchaus nicht auf die doppelte Mitgift, denn bei jeder Gelegenheit brachte er das Gespräch auf schwesterliche Liebe, erklärte es für eine Grausamkeit, deren er sich natürlich niemals schuldig machen werde, wenn man Zwillingsschwestern trenne; ja, er verstieg sich bis zur Erzählung einer herzbrechenden Bänkelsängergeschichte, in welcher eine junge Frau unter entsetzlichen und grausenhaften Qualen ihren Geist aufgeben mußte, weil man sie von ihrer Zwillingsschwester getrennt hatte. Der schlaue Cousin verstand sich auf die Herzen dieser gutmüthigen Mädchen, die waren schon lange fest entschlossen, sich nie-

mals zu trennen, und der brave ländliche Speculant sah bereits die eine als seine Gattin, die andere aber als eine fette Tante seiner zukünftigen Kinder in's Haus geschlachtet. So drückte er sich gegen den Lieutenant von Nostitz aus, der ihn einst im Vertrauen über die Natur seiner Gefühle gegen die beiden Cousinen befragte.

Der Kammerherr war fortwährend bemüht, dem Fräulein von Reinbach die Erscheinungen auf der Straße zu erklären, und konnte gewiß sehr zufrieden mit der Freundlichkeit sein, welche ihm Elisabeth für seine Bemühungen zu Theil werden ließ.

Dennoch war das durchaus nicht der Fall; zwar war es ihm schon seit einiger Zeit bemerklich geworden, daß Elisabeth weit weniger als sonst sich mit ihm über Herrnhut unterhielt und mehr Antheil als bisher an den Vergnügungen zeigte, zu denen sie durch ihre Jugend und ihre Stellung in der Gesellschaft berechtigt war, auch hatte er sich nicht einen Augenblick Illusionen über die Quelle dieser Veränderung gemacht; er wußte, daß es der Lieutenant von Leist war, der die schöne Elisabeth auf der Eisbahn wie im Ballsaal führte, und daß die Geheimräthin,

vielleicht nur aus Haß gegen ihn, dieses Verhältniß begünstigte.

Der Kammerherr seinerseits war dem gegenüber auch nicht unthätig geblieben, er hatte versucht die Bande fester zu ziehen, die ihn bereits mit Elisabeth verknüpften, er glaubte auch, daß ihm dies geglückt sei, heute aber mußte er sich überzeugen, daß er jene Bande für stärker gehalten, als sie wirklich gewesen. Das schöne Mädchen benahm sich heute gegen ihn mit der Sicherheit einer Weltdame, welche einem alten Freunde unbedenklich vor aller Welt das größte Wohlwollen zu zeigen wagen kann; das aber erschreckte den Kammerherrn, denn bis dahin hatte er in Elisabeth nichts gesehen als die weltunerfahrene Zöglingin von Gnadenfrei, die in weltlichen Dingen ihm unbedenklich folgte, und nur stark wurde und eifrig, wenn es sich um religiöse Ueberzeugungen handelte. Der Kammerherr begriff, trotz der Freundlichkeit, ja der Wärme, mit welcher Elisabeth seinen Unfall bedauerte und ihn bat, sich zu schonen, daß innerhalb der letzten Tage, während welcher es ihm unmöglich gewesen, das Fräulein zu besuchen, eine große Veränderung mit dem schönen Mädchen vorgegangen sein müsse.

Der kluge Weltmann täuschte sich nicht; freilich war die Veränderung, welche mit Elisabeth vorgegangen, an sich nicht bedeutend, kaum merklich, in ihrer Folge und Anwendung auf den Kammerherrn aber war sie allerdings sehr groß. Elisabeth fühlte nämlich erst seit einigen Tagen nicht mehr den Beruf, den Kammerherrn zu bekehren.

Eine kleine Bemerkung der Geheimräthin, gar nicht für sie bestimmt, sowie längeres, fast immer ganz ungestörtes Beisammensein mit dem edelgesinnten, frischen und wohlunterrichteten jungen Lieutenant von Leist, zu dem sie eine Neigung zog, von der sie sich selbst noch keine Rechenschaft zu geben vermocht hatte, hatten diese fast unmerkliche Veränderung in dem schönen Mädchen hervorgebracht.

Für den Kammerherrn von Redow aber war die Folge davon, daß zwischen ihm und Elisabeth jedes nähere, jedes innigere Verhältniß aufhörte; seit Elisabeth nicht mehr den Trieb fühlte, ihn zu bekehren, war er ihr gleichgültig wie jeder andere Mann, und sie war nur freundlicher gegen ihn als gegen Andere, weil sie ihn länger kannte.

„Da ist wieder eine neue Uniform,“ sagte Elisa=

beth, sich lächelnd zu dem Kammerherrn wendend, „wer ist der blaue Rock mit Orangekragen und Schärpe?“

„Ei, mein Fräulein,“ entgegnete der Kammerherr mit einem Anflug von Freundlichkeit, die ihm gewiß schwer wurde, „sie kennen unsere Postuniform nicht mehr? Es ist einer von den Hof-Postsecretairen, welche heute der durchlauchtigen Braut vorgeritten sind.“

„Aber der dort,“ fragte Elisabeth eifrig weiter, „im braunen Rock mit goldnen Epaulettes, mit dem rothen Federbusch und der rothen Kokarde!“

„Ein Officier des Wohllöblichen Schlächtergewerks!“ antwortete der Kammerherr.

„Der grüne Goldgestickte mit schwarz-weißem Federbusch?“ fuhr Elisabeth fragend fort.

„Ein Hauptmann der Schützengilde in voller Parade und neben ihm blau mit Gold und schwarzer Kokarde ein Officier der Brauergilde!“ erklärte der Gefragte.

„Ah, das sieht gut aus, lieber Kammerherr, der blaue Rock mit pfirsichblüthenfarbenem Kragen und silbernen Epaulettes!“

„O ja, mein Fräulein, auch die schwarze Kokarde und der schwarze Federbusch mit der silbernen Agraffe stehen nicht übel dazu, es ist die Uniform des Corps der jüdischen Kaufmannschaft.“

„Wie schade, daß diese Juden so elegant aussehen!“ sagte Fräulein Friederike.

Ihr ländlicher Cousin klopfte sie bei diesem Ausruf beistimmend und zwar ziemlich derb auf die Schulter, nach augenblicklichem Besinnen aber gab er auch der andern Schwester einen kleinen Schlag, denn er wußte ja noch nicht, welche von beiden seine Frau würde.

„Blau mit Ponceau dort, mein Fräulein,“ fuhr der Kammerherr gefällig fort, „sehen sie dort die citronengelbe Feder, das ist ein außerordentlich selbstgefälliges Officierlein der jungen Kaufmannschaft. Sehen sie, wie er sich umschaut, ob man ihn auch gehörig bewundert.“

Die Damen lachten leise, der Ländliche aber gewaltig laut.

„Wo mögen die einunddreißig jungen Mädchen hingekommen sein, welche in ihren dünnen weißen Musselinkleidchen, mit den flatternden weißen Atlas-

schärpen und grünen Eichenlaubkränzen im Haar die Prinzessin Braut am Eingang der Straße hier begrüßten," fragte Fräulein Wilhelmine, „die armen Mädchen müssen entsetzlich gefroren haben!"

„Cousine Minchen hat ganz Recht!" sagte der Ländliche und sah sich mit einer Miene um, als sei er bereit, Jeden, der einen Widerspruch wage, sofort mit einem riesigen Faustschlage nieder zu schmettern.

„Es dauerte ja kaum einen Augenblick," tröstete der Kammerherr, „die älteste Demoiselle Tochter des Stadtpräsidenten Eisenberg überreichte ja nur ein Gedicht."

„Sagen sie, Herr von Redow," nahm jetzt Fräulein Friederike das Wort, „wer hat die Inschrift an der Ehrenpforte gemacht: Wer ein holdes Weib errungen, mische seinen Jubel ein!"

„Schiller, so viel ich weiß!" entgegnete der Kammerherr.

„Schiller, der berühmte Dichter?" rief Friederike voller Verwunderung, „nun, der hätte doch auch etwas schöneres und passenderes dichten können; also wir Damen alle dürfen unsern Jubel nicht einmischen? Alle noch unverheiratheten Männer sollen bei der

Freude des Königlichen Hauses nicht mit jubeln! Wahrhaftig, da hätte ich von Schiller mehr erwartet!"

Der Kammerherr biß sich auf die Lippen, der ländliche Cousin aber rieb sich seine breiten Hände mit so grimmiger Miene, daß es ein wahres Glück für den armen Schiller war, daß er nicht in der Nähe; augenscheinlich würde der Ländliche die getäuschte Erwartung der Cousine Friederike mit tüchtigen Faustschlägen an ihm gerochen haben.

Elisabeth hatte dieses Gespräch ganz überhört, sie blickte scharf die Straße hinunter, dort gewahrte sie mitten in dem Gedränge die rothen Gallaröcke von Officieren des Regiments Gensd'armes.

Ein feines, liebliches Roth flog wie ein Hauch über das holde Mädchengesicht, der Kammerherr bemerkte den Verrath, den das Blut an dem Herzen beging, sofort, und eifersüchtig zürnte er leise: „Der von Leist ist in der Nähe, sie ward plötzlich roth, sie liebt ihn wirklich schon, aber — man heirathet nicht immer gerade die Männer, die man liebt, zartes Püppchen!"

Es war ein infam boshafter Blick, mit welchem Herr von Redow das schöne Mädchen von der Seite

ansah, als er dieses kleine Selbstgespräch beendete. Niemand achtete auf ihn, der Ländliche unterhielt seine Cousinen von dem Zuchtbullen, den er jüngst gekauft, Fräulein Elisabeth aber blickte die Straße hinunter unverwandt.

Plötzlich erröthete sie wieder, wie vorher; zuerst hatte ihr das Herz gesagt, daß der Mann, den sie liebte, ohne es zu wissen, daß der nahe sei; jetzt hatte ihn auch ihr Auge erkannt, das liebliche Roth verflog und Elisabeth blickte nach der entgegengesetzten Seite, nach dem Potsdamer Thore hinauf.

„Ei, wie hübsch mein frommes Püppchen schon kokettirt!“ höhnte Herr von Redow, dem keine Bewegung Elisabeths entging, „bewahre, der tapfere Herr von Leist darf nicht ahnen, daß wir uns nach ihm fast die Augen aus dem Kopfe geschaut haben, jetzt lassen wir uns von ihm überraschen.“

In der That kamen die Lieutenants von Leist und von Nostitz vom Regiment Gensd'armes, sowie zwei Officiers vom Regiment Gardes du Corps die Straße herauf.

Das war wohl Zufall? Nun, es hätte Zufall sein können, wenn nicht die Geheimräthin von Rein-

bach gestern dem Lieutenant von Leist verrathen hätte, daß sie dem Einzug in diesem Hause zusehen und dann daselbst dejeuniren würden. Es war überdem ganz natürlich, daß die lustwandelnden Officiere die Straßen besuchten, durch welche der Zug gegangen.

Mit klopfendem Herzen nahete sich der Lieutenant dem Fenster, in welchem er Elisabeth schon von fern erkannte; er grüßte und empfing einen freundlich verlegenen Dankblick.

„Das ist sie also," flüsterte von Nostitz dem Kameraden zu, „der Schwarze soll mich reiten, wenn —"

„Nostitz, he, mein Junge!" schrie plötzlich der Ländliche ungenirt zum Fenster hinaus, „tritt doch herein, will dich meiner Tante vorstellen, meinen Cousinen, mach doch keine Umstände — ist mein bester Freund!" erklärte er den Damen.

Fräulein Friederike bat jetzt die Herren einzutreten, und Nostitz, der seinem Kameraden die Lust ansah, der Einladung zu folgen, that ihm endlich den Willen und sagte: „Kommen sie denn, mein lieber Herr Kamerad, ich mag gern in schöne Augen sehen; an dem guten Burschen, dem August Zabeltitz,

ist mir weniger gelegen, seine Unterhaltung riecht immer etwas nach dem Viehhof, er ist aber sonst ein kreuzbraver Kerl."

Auch die beiden Officiere der Gardes du Corps, die in dem Hause bekannt waren, traten ein, und der Ländliche machte beim Empfang seines „besten Freundes" einen so entsetzlichen Lärmen, daß selbst die ruhige Tischgenossenschaft im Speisesaal in eine Aufregung versetzt wurde, welche dem Appetit leicht gefährlich werden konnte.

Einige Augenblicke später saß indessen die ganze Gesellschaft um den Tisch, Fräulein Elisabeth nahm zwischen Leist und Nostitz Platz; das Regiment Gensd'armes hatte glänzend operirt. Neben Leist aber saß der Kammerherr und fragte leise: „Wie geht es Marcolini heute?"

„Sehr gut," erwiederte der junge Officier, indem er den Kammerherrn mit einem eigenthümlich wehmüthigen Blicke ansah, „er ist aufgestanden und wird bald wieder im Zuge sein."

„Ich glaube gar," sagte der Kammerherr zu sich selbst, „dieser Bursche ist so impertinent, mich zu bemitleiden," vernehmlich aber setzte er hinzu: „Das

freut mich, dann könnte man wohl die Affaire wieder vornehmen?"

„Graf Marcolini hat Montag bestimmt," flüsterte Leist.

„Ich bitte sie, ihm meinen Empfehl zu machen, weiß die Ehre zu schätzen und werde nicht ermangeln," entgegnete von Redow verbindlich lächelnd.

Der Lieutenant bewunderte den Kammerherrn um dieser Haltung und Fassung willen.

Das Gespräch war lebhaft, die jungen Officiere aber zeigten durchaus nicht die Heiterkeit, die man im Allgemeinen bei ihnen voraussetzen durfte vor einer tüchtigen Batterie von Flaschen und in Gegenwart liebenswürdiger Damen.

„Meine Herren, ich finde sie für den heutigen Festtag auffallend ernst gestimmt," sagte die Frau vom Hause.

Die Officiere blickten sich einander an und begannen dann fast zu gleicher Zeit mit einer solchen Hast Conversation zu machen, daß der General von Bischoffswerder sie fast erschrocken anblickte, während der Geheime Finanzrath in ein lautes Gelächter ausbrach.

„Es ist etwas geschehen," sprach der ehemalige General-Adjutant König Friedrich Wilhelm's II. und wandte seinen schwärmerischen Blick aufwärts, „dreifaltig großer Baumeister," flüsterte er dann, „nimm dein Werk in deinen Schutz!"

„Wir bitten, uns die Erzählung zu erlassen," sagte endlich einer der Gardes du Corps-Officiere, „es ist allerdings ein großes Unglück geschehen."

„Mein Gott, reden sie, sie spannen uns auf die Folter!" riefen verschiedene Stimmen durcheinander.

„Ich beschwöre sie, Herr von Leist!" rief die Geheimräthin im höchsten Pathos.

Der Lieutenant blickte Elisabeth an, auch ihre Augen blickten ängstlich fragend.

„Nun," rief Herr von Leist entschlossen, „ich will erzählen; es ist gräßlich, aber es kann ja doch nicht verschwiegen bleiben. Die Herren Kameraden waren mit mir in einem Fenster des Schlosses, wir hatten die Braut durch die bunte Straße von Fahnen ziehen sehen und gingen, nachdem sich der mit unwiderstehlicher Gewalt nachstürzende Menschenstrom etwas vertheilt hatte, über die Brücke nach dem Zeughause. Da hier die Menschenmenge noch immer sehr

dicht war, so gingen wir um das Zeughaus herum; auch dort preßten sich die Menschen dicht und drängten besonders nach einer Thür. Hier aber bemerkte man nicht, wie wenige Schritte weiter oben, frohe Gesichter, hier hörte man nicht das Jauchzen der Freude und Töne der Lust, sondern man sah in blasse Gesichter, man vernahm hohles, dumpfes Gemurmel, halb erstickte Seufzer, ängstliche Nachfragen. Endlich sah ich einen Gensd'armen von meiner Compagnie, der müßig dastand, ich fragte ihn, dem Burschen schossen die Thränen in die Augen, er zeigte auf die Thür. Wir traten von böser Ahnung gefoltert ein: ein Officier vom Regiment Larisch ließ uns durch sein Zimmer in die Wachtstube gehen; welch' ein entsetzlicher Anblick! —"

Schaudernd hielt der junge Officier inne, angstvoll legte Elisabeth ihre Hand auf seinen Arm, gespannt schwiegen Alle.

„Da lagen neben einander sechs Leichname, sechs Opfer des heutigen Freudentages —" hochaufathmend bewegte sich die ganze Gesellschaft; das Unbekannte ist das Furchtbarste, das Unglück, das bekannt ist, trifft

nie so schwer, mag es noch so groß sein, als das, was noch droht.

„Einem alten Manne," berichtete der Lieutenant, wiederholt aufgefordert, Details mitzutheilen, „waren Kopf und Hände völlig zertreten, einem Andern beide Kniescheiben zerbrochen; oh, und eine Frau, eine junge Frau, ich habe sie gekannt, sie wohnte in der Behrenstraße, vor einiger Zeit an einem Abend belauschte ich sie, als ihr Mann, der ein Tischler ist, an einer Wiege zimmerte, jetzt lag sie da vor mir, zertreten, gräßlich zertreten, von Menschenfüßen zertreten! —"

Der Lieutenant fuhr sich mit der Hand über die Augen, er mußte seine Thränen mit Gewalt zurückhalten, Elisabeth neben ihm weinte leise; auch sie hatte die Tischlerfrau gekannt, sie ahnte gleich, daß Herr von Leist gar keine Andere meinen könne, als ihre Nachbarin.

Mit erstickter Stimme fuhr der Lieutenant fort, „da war noch ein Jüngling von etwa vierzehn Jahren, weiß und zart, elegant gekleidet, offenbar wohlhabender Leute Kind, eine breite Wunde klaffte über dem Schmerzensgesicht; oh, es war entsetzlich! Der

Tischler kam, sein Weib zu holen, er fuhr sie auf einem Handwagen heim, er sagte kein Wort, keine Sylbe, seine Augen waren trocken, er deckte seinen Mantel über sein todtes Weib und sprach: „„Sie friert nicht mehr, aber die neugierigen Menschen brauchen sie nicht anzusehen!““ Damit zog er davon. Sechs Opfer, sechs Menschenleben hat dieser Freudentag gekostet, sechs Menschen wurden zertreten von ihren Mitmenschen!“

„Mein Gott, wie hat das aber geschehen können?“ rief der General von Bischoffswerder, „hat man denn gar keine Vorkehrungen getroffen?“

„Oh! Vorkehrungen genug,“ entgegnete der junge Officier traurig, „es wäre ungerecht, einem Einzelnen, oder einer Behörde die Schuld dieses furchtbaren Unglücks beizumessen. Der Einzug war schon vorüber, Alles war in Ordnung und zu allgemeiner Zufriedenheit abgelaufen, als sich das Entsetzliche ereignete. Vielleicht hatte man darin einen Fehler begangen, daß man die große Ehrenpforte so nahe der Opern-Brücke erbaute, denn es ließ sich voraussehen, daß sich dorthin die Masse vorzugsweise drängen werde, um die Prinzessin-Braut dort zu sehen. Einige be-

haupten, es sei, nachdem der Brautwagen die Brücke passirt, eine Chaine gezogen worden, um das Nachströmen der Menge nach dem Fahnen-Wege und der zweiten Brücke zu hindern, Andere messen einer Equipage, deren Gespann unruhig geworden, das Unglück bei, kurz Jeder sucht sich in seiner Weise einen Vorfall zu erklären, der wie eine finstere Drohung in dieses Festgewühl getreten."

„Die Leute haben nicht Unrecht," fuhr der Lieutenant von Nostitz fort, als sein Kamerad schwieg, „hätte die Ehrenpforte auf einem größern Platze gestanden, so hätte sich die Menge mehr zertheilen können und das Gedränge wäre nicht so gefährlich geworden. Man hätte auch die Thore schließen können auf einige Zeit, nachdem die Prinzessin-Braut eingefahren, denn Tausende von Menschen, welche den Zug schon am Potsdamer Wege gesehen, sollen hinter dem Wagen her in die Stadt geströmt sein. Die Hauptsache aber war der gänzliche Mangel an militairischer Bedeckung; einige Husaren ausgenommen, die bei dieser Menschenfluth gar nicht in Betracht kommen, war keine Truppe zugegen. Ich weiß sehr wohl, daß man das mit Willen gethan hat, man wollte zeigen,

daß man der Truppen nicht bedürfe, daß man dem Volke vertraue — entschuldigen sie, meine Damen, Excellenz, ich weiß gar nicht, was das plötzlich hier bei uns in Preußen heißen soll! Sonst hat die gewaltigste Truppenentfaltung in der preußischen Hauptstadt die Bevölkerung nicht als ein Mißtrauen, sondern als ein Fest betrachtet, und nun, seit ein Paar Jahren, soll das so ganz anders geworden sein? In Frankreich, während der Revolution verlangteu die Volkstribunen fortwährend die Abwesenheit der Armee bei allen festlichen Ereignissen, sie wollten dadurch die Armee discreditiren, was ihnen denn auch trefflich gelungen ist. Mein Gott, aber bei uns giebt es keine Volkstribunen, und unsern Berlinern ist's noch gar nicht eingefallen, das Zurückziehen der Truppen zu verlangen, es ist doch höchst sonderbar, daß man von Oben her plötzlich ein Mißtrauen der Bevölkerung gegen die Truppen voraussetzt, und auf diese Voraussetzung hin handelt. Bis jetzt ist ein solches Mißtrauen noch nicht da, wenn man aber so fortfährt, kann's endlich nicht ausbleiben."

„Die Herren haben die Geschichte der französischen Revolution so eifrig studirt," sagte der General

von Bischoffswerder mit einem Anfluge von Hohn, „daß sie immer glauben, sie hätten's hier in Berlin auch mit dem Pariser Volke zu thun.“

„Nun, wenn sie die Geschichte der französischen Revolution wirklich so eifrig studirt haben,“ rief Nostitz heftig, „so ist's traurig genug, daß sie blutwenig von diesem Studium profitirt haben. Ich bleibe dabei, eine genügende Anzahl von Soldaten hätte mit leichter Mühe dieses schwere Unglück verhütet, welches die bürgerliche Polizei, trotz ihrer Thätigkeit, nicht abzulenken im Stande gewesen.“

Das Gespräch wurde wieder allgemein, obwohl es sich natürlich zumeist immer noch um das große Unglück drehte.

Fräulein Elisabeth erinnerte tief bewegt an die Gefühle der Prinzessin-Braut, wenn sie von diesem Entsetzlichen Kunde erhalte, und wünschte, es möge ihr so lange als möglich verschwiegen bleiben. Der Geheime Finanzrath machte sich so schnell als er irgend vermochte von den unangenehmen Vorstellungen frei, welche die Mittheilungen der jungen Officiere in ihm erregt, und „plaisantirte“, wie sich die Frau Geheimräthin ausdrückte, ganz anmuthig über den Rang-

streit zwischen den Maurern und Zimmerleuten, welche Gewerke gleich heftig den Vorderzug in Anspruch genommen hatten, ein Streit, welcher trotz vieler Conferenzen und Besprechungen bis zum Beginn des Einzuges nicht hatte geschlichtet werden können. Im Lustgarten noch wäre es beinahe zwischen den beiden ehrgeizigen Gewerken zu Thätlichkeiten gekommen.

„Den Zünften geht es wie dem Adel," sprach der Lieutenant von Leist plötzlich ganz ernsthaft, „sie pochen auf Vorrang und Vorrechte ganz so wie wir, weil sie ebenso wie wir die Bedeutung verloren haben und machtlos geworden sind!"

Verwundert schauten die Anwesenden den jungen Officier an, die Meisten begriffen ihn nicht, der Kammerherr von Redow warf ihm einen spöttischen Blick zu, Excellenz von Bischoffswerder sah gen Himmel, wie sie immer that, wenn sie nicht wußte, was sie sagen sollte. Die schöne Elisabeth hatte den jungen Officier auch nicht allzu gut verstanden, sie hatte aber das ganz bestimmte Gefühl in sich, der Lieutenant von Leist habe da etwas ganz richtiges gesagt und gezeigt, ohne es zu wollen, daß er über den Andern stehe.

Der Ländliche nahm nun die Aufmerksamkeit vorzugsweise für seine neuen Wirthschaftseinrichtungen in Anspruch, und Herr von Leist war sehr zufrieden, daß der Geheime Finanzrath aufbrach und die Geheimeräthin ihn ersuchte, sie nach Hause zu begleiten, damit Elisabeth einen Ritter habe, weil das Gewühl auf der Straße noch immer sehr lebhaft sei.

Der Kammerherr von Redow that, als überhöre er diese Einladung, dafür trat er zu dem Geheimen Finanzrathe und sagte halblaut, aber befehlend: „Ich muß sie im Auftrage des Ministers sprechen, Reinbach, erwarten sie mich Morgen Vormittag bis elf Uhr!“

Der Geheime Finanzrath sah den Kammerherrn verwundert an, der Ton, in welchem derselbe sprach, mußte ihm auffallen, indessen fühlte er sehr gut, daß der gegenwärtige Moment nicht besonders geeignet, eine Erklärung zu verlangen; er nickte zustimmend und empfahl sich.

Bald nachdem sich die Reinbach'sche Familie entfernt, nahm auch der Kammerherr von Redow Abschied und eilte mit raschen Schritten nach dem Hotel des wirklichen Geheimen Staats-, Kriegs- und Ca-

binetsministers, Herrn Grafen Heinrich Curt von Haugwitz Excellenz, unter den Linden Nr. 4.

„Ist der Herr Geheimsecretair Ahé noch im Hause?“ fragte der Kammerherr im Eintreten den öffnenden Hausdiener und schritt auf dessen bejahende Antwort hastig die Treppen hinauf.

Siebentes Capitel.

Ueberraschungen.

„Geheimnißvoll und trübe
Die kalte Regennacht;
Drei schwarze Brüder
Die halten gute Wacht.“
(Drei schwarze Brüder.)

Der Lieutenant von Leist war eben im Begriff, das etwas unansehnliche Haus an der Friedrichs- und Taubenstraßenecke, in welchem er sein Quartier genommen, zu verlassen, als Herr von Nostitz sich mit raschen Schritten ihm näherte und schon von Weitem rief: „Ich habe sie warten lassen, Leist, aber der Schwarze soll mich reiten, wenn ich Schuld daran bin; Entschuldigung!“

„Sie sehen, daß ich eben gehen wollte,“ entgegnete Leist, „ich hätte länger auf sie gewartet, aber ich denke, die Rücksicht auf die Ungeduld eines Mannes,

der als ein Kranker betrachtet werden muß, hat den Vorrang. Aber wo waren sie denn, sie scheinen aufgeregt?"

„Sie brauchen nicht so überlegen zu lächeln, Leist," erwiederte der Officier, indem er den Arm seines Kameraden nahm und mit ihm dem Gensd'armenmarkt zuschritt, „getrunken habe ich allerdings auch, aber sehr wenig, und gesprochen habe ich auch, aber noch weniger, dafür hab' ich gehört und viel gehört und infame Dinge gehört, ich war bei Arnim."

„Bei dem Stabsrittmeister?" rief Leist verwundert, indem er einen Augenblick stehen blieb.

„Gewiß, bei welchem sonst?" versetzte Nostitz, den Kameraden weiter führend.

„Nun, Der ist doch sonst nicht so redselig," meinte Leist kopfschüttelnd.

„Nein, wahrhaftig nicht," antwortete Nostitz lächelnd, „wir haben da gewiß zwei Stunden gesessen, und ich glaube nicht, daß der Rittmeister während dieser Zeit auch nur zwei Mal den Mund aufgemacht hat, um zu sprechen nämlich, denn zum Rauchen und Trinken braucht man den Mund auch. Uebrigens ist

von dem gar nicht die Rede, sondern von einem alten Vetter oder Oheime, den er bei sich wohnen hat seit ein paar Tagen, einem wunderlichen alten Herrn, einem tollen Kauz, aber Hut ab vor ihm, das ist ein rechter preußischer Patriot —"

„Der Landrath von Wackerrode," warf Leist in den Redefluß seines Kameraden, „kenne den alten braven Herrn auch, da glaub' ich's, daß sie nicht fort konnten, hat eine eigene Art, der Alte."

„Ungeheuer grob," rief Nostitz, „seine Rede geht durch und durch, wie ein märkischer Landregen, aber er hat recht, er hat doppelt und dreifach recht, bei dieser Wirthschaft muß der Staat zu Grunde gehen! Der Landrath sieht mit seinen alten Augen durch eichene Bretter durch, glaube ich, er hat uns Geschichten von dem Haugwitz und dem Lombard erzählt! auch soll der Minister Baron Stein wieder mal einen grauenhaften Betrug bei der Bank entdeckt haben, ein jüdischer Geheimrath ist der Hauptsünder. Die Gedanken hetzen sich in meinem Kopf, Arnim's Wein ist gut, aber nicht der Wein ist's, sondern die Rede des Alten, die mir diese Wallungen macht, nein,

wahrhaftig, wenn solche Dinge vorfallen, dann bleibe ich nicht länger, da quittire*) ich lieber.

„Nostitz!“ rief Leist staunend und beinahe besorgt.

„Ja, ja, sie wundern sich, aber lassen wir das,“ versetzte der allerdings höchst aufgeregte Officier, „ich wollte ihnen einen Wink geben, lieber Leist; man sagt, der ehemalige Geheime Ober-Finanzrath von Reinbach stehe in gewissen Verbindungen mit dem Grafen Haugwitz und .....“

„Ich weiß, was sie sagen wollen, Nostitz,“ unterbrach Leist ernst und fest, „hören sie ein Wort, ich kenne die Rolle ganz genau, welche der Geheime Ober-Finanzrath unter der vorigen Regierung gespielt hat; hätte ich diese Rolle früher gekannt, so würde ich sein Haus wahrscheinlich niemals besucht haben; jetzt aber ist die Tochter dieses Mannes meine Geliebte, ich weiß, daß sie meine Neigung erwiedert, sie wird meine Braut sein und einst meine Gemahlin, dann heißt sie Frau von Leist, und ich fürchte nicht, daß sich Jemand herausnehmen wird, mich daran zu erinnern, daß Frau von Leist das Unglück gehabt

*) von Nostitz quittirte 1807 wirklich, er starb als General in kaiserlich russischen Diensten.

hat, die Tochter des Geheimen Ober-Finanzrathes von Reinbach zu sein."

„Sehen sie Leist," nahm Nostitz das Wort wieder, nachdem er einen Augenblick überlegt, „ich bin ebenso heftig und empfindlich, wie sie, und hätte ich nicht vorhin die düsteren Prophezeihungen des Landraths von Wackerrode vernommen, und stände nicht das unermeßliche Unglück vor mir, das unser Vaterland bedroht, so würde ich wahrscheinlich in ihren Worten eine Drohung für mich gefunden und eine entsprechende Antwort gegeben haben."

„Herr von Nostitz —" begann Leist sehr kalt und förmlich.

„Ich bitte sie, lieber Kamerad," unterbrach Nostitz mit dem herzlichsten Tone, der seinen Eindruck auch nicht verfehlte, aber Leist schwieg und die beiden jungen Officiere schritten schweigend über den Petriplatz, wo damals fast alle größeren Banquiergeschäfte, D. Splittgerber, Anhalt und Wagener und Andere zusammen lagen.

„Wie ist's, Leist, wollen wir da drüben Ersatzmannschaften holen?" fragte Nostitz auf die Firma Splittgerber deutend.

„Ich habe da nichts zu holen," entgegnete der junge Officier etwas trübe, „obwohl ich's brauchen könnte, denn außer ein paar Halbthalern und einigen Sechsgroschenstücken habe ich nichts in meiner Börse, und es könnte sein, daß uns diese tolle Geschichte zu größern Ausgaben nöthigte."

„Mich gewiß nicht," meinte Nostitz in das Comtoir tretend, „denn ich bin fest entschlossen zurückzutreten, wenn uns der Graf nicht vollständigen Aufschluß giebt."

„Er wird ihn geben!" sagte Leist zuversichtlich.

Nachdem Nostitz sich für eine Anweisung fünfzig Stück Preußische Dukaten, die damals noch sehr stark in Cours waren, hatte auszahlen lassen, begaben sie sich in den Gasthof zur Stadt Paris, der in der Brüderstraße lag und einer der vornehmsten Gasthöfe Berlins war.

Vor der Thür des Hotels stand der Fuß-Postbote und regte seine Klingel gewaltig; damals gingen nämlich in bestimmten Zeiträumen Postboten durch alle Straßen und gaben ihre Anwesenheit durch Klingeln kund; sie nahmen Briefe in Empfang und sorgten für deren Weiterbeförderung.

Ein Dienstbote aus dem Hause kam eben mit einer ganzen Anzahl von Briefen in der Hand heraus, zufällig bemerkte Leist's scharfes Auge auf dem obersten Brief den Namen Redow, er sah noch ein Mal hin, und gewiß, er täuschte sich nicht; die sehr zierlich geschriebene Addresse lautete: Monsieur Monsieur de Redow, Chambellan de S. M. le Roi de Prusse. Einen Augenblick schwankte der junge Officier, sollte er fragen, von wem der Brief? sollte er sich desselben bemächtigen? Er hatte zu beidem kein Recht, und doch schoß ihm der Gedanke an einen bübischen Verrath durch die Seele, denn in diesem Hause wohnte der Graf Marcolini, des Kammerherrn Todfeind. Das war indessen nur ein blitzschnell vorübergehender Gedanke, denn der Lieutenant mußte sich sagen, daß in einem vielbesuchten Gasthofe leicht Jemand wohnen könne, der in irgend welcher Verbindung mit dem Kammerherrn stehe, und zwar ohne alle Beziehung auf den Grafen Marcolini.

Ein ältlicher Diener ließ die beiden jungen Officiere in das Schlafzimmer des Grafen treten und schloß vorsichtig leise die Thür hinter ihnen. Der sächsische Diplomat kam den beiden Herren, sich lang-

sam erhebend, einige Schritte entgegen, die ihm schwer werden mußten; sie kosteten ihm sichtlich Anstrengung, denn sein bleiches Gesicht röthete sich für einen Moment.

Leist führte den Grafen sofort mit einer Art von sanfter Gewalt wieder zu seinem Sitz zurück, und Nostitz sagte gutmüthig derb: „Der Schwarze soll mich reiten, wenn sie nicht noch viel zu schwach sind, Herr Graf?"

„Ich brauche ja nicht zu gehen, das Pistol aber kann ich halten, und fehlen werde ich gewiß nicht!" entgegnete Graf Marcolini mit heiserer, aber gleichgültig unbewegter Stimme, „ich bitte, bitte," fuhr er fort, indem er die Herren durch Handbewegungen einlud sich zu setzen.

Leist lehnte sich leicht zurück in seinem Sessel und betrachtete den jungen Mann mit sichtlicher Theilnahme, der schlank und bleich, mit einem kostbaren polnischen Pelzrock bekleidet vor ihm saß und seine dunkelglühenden Augen bald auf dem Einen, bald auf dem Andern seiner Besucher ruhen ließ. Nostitz hatte sich weit vorgebeugt, seine Hände auf beide Kniee stützend, offenbar war er begierig, etwas zu erfahren, was ihn sehr interessirte.

„Herr von Nostitz,“ begann Graf Marcolini endlich, „Herr von Leist hat mir mitgetheilt, daß sie sich auf's Bestimmteste weigern, fernerhin ein Zeuge bei der Fortsetzung meines Duells mit dem Herrn von Redow zu sein!“

„So ist's, Herr Graf,“ erklärte der Lieutenant ruhig, „ich versage meinen Beistand keinem Cavalier, der einen Ehrenhandel auszufechten hat; wenn aber zwei Edelleute, noch dazu Verwandte, nachdem sie sich ein Mal geschossen und sich gegenseitig erheblich verwundet haben, darauf beharren, den Zweikampf fortzusetzen, so geht das über das Maaß der Dienste hinaus, die man Standesgenossen ohne Weiteres zu leisten pflegt; verzeihen sie, Herr Graf, wenn sie darauf beharren, daß ich bei dem fortgesetzten Duell ihr Zeuge sein soll, so müssen sie mir die Veranlassung und den Zweck desselben mittheilen, damit ich selbst urtheilen kann, ob ich durch meine Gegenwart einen Zweikampf, durch den es ganz klar auf Tödtung abgesehen ist, vor meinen Kameraden mit rechtfertigen helfen darf.“

„Und sie, Herr von Leist?“ fragte der Graf ruhig, sich zu dem andern Officier wendend, nachdem

er dem Lieutenant von Nostitz durch ein leichtes Neigen des Hauptes gedankt.

„Ich bin, wie ich schon gestern die Ehre hatte zu bemerken," entgegnete Leist, „ganz der Ansicht meines Herrn Kameraden, und erbiete mich, noch ein Mal Versuche zur Versöhnung zu machen; ich glaube nicht, daß der Kammerherr von Redow sie von der Hand weisen würde."

„Sie irren sich, Herr von Leist," nahm jetzt Graf Marcolini das Wort, „Herr von Redow würde mit teuflischem Hohn jeden Versuch einer Versöhnung mit mir zurückweisen, das werden sie selbst begreifen, sobald ich ihnen mitgetheilt haben werde, was sie von mir verlangen, die Veranlassung zu diesem Duell. Ich habe keinen Grund, mich dieser Angelegenheit zu schämen, was ich dabei gefehlt, werden meine Jugend, meine Unerfahrenheit, mein Eifer, einem Prinzen zu dienen, den ich liebte, dem ich Dank schuldig bin, gewiß entschuldigen. Uebrigens," setzte der Graf nach einer kleinen Pause hinzu, „muß ich ihnen, Herr von Nostitz, doch sagen, daß ich durchaus nicht die Absicht habe, meinen Gegner zu tödten —"

Die beiden Officiere sahen den bleichen jungen

Mann erstaunt an, offenbar waren sie dieser Ueberzeugung gewesen.

— „Oh nein," fuhr dieser mit einem ächt italiänischen Racheblick aber mit sanfter leiser Stimme fort, „so freundlich bin ich nicht für diesen lieben Vetter gesinnt; sehen sie, neulich habe ich ihm den rechten Arm zerschossen, er wird nun mit der linken Hand schießen müssen, das ist immer unsicherer, wenn man nicht darauf eingeübt ist; das nächste Mal werde ich ihm das linke Knie zerschießen, dann das rechte und zuletzt den linken Arm, dann bin ich gerächt, dann habe ich Genugthuung!"

Herrn von Leist erschien der Graf in diesem Augenblick abscheulich, seine ritterliche Gesinnung sträubte sich lebhaft gegen eine solche Metzgerrache, und das sanfte Lächeln, mit welchem Marcolini seine Worte begleitete, machten dieselben in Leist's Auge doppelt empörend.

Auch Herr von Nostitz mußte ein ähnliches Gefühl bekämpfen, aber er begriff den Grafen doch eher, denn er sagte ernst: „In den Italienern, mein Herr Graf, soll das Rachegefühl heftiger brennen als bei anderen Menschen, dennoch muß die Beleidigung,

die ihnen zugefügt, furchtbar gewesen sein, wenn sie nur einigermaßen ihre Vorsätze entschuldigen soll."

„Sie werden selbst darüber urtheilen!" versetzte Graf Marcolini einfach.

„Ich denke aus dieser Metzelei wird nichts," rief Leist, der in jedem Fall seinem Unwillen Luft machen wollte, „der Kammerherr wird sich nicht vier Mal vor die Mündung ihres Pistols stellen."

„Er wird es, verlassen sie sich darauf!" lautete Marcolini's Antwort.

„Nun denn," brach Nostitz heftig los, „der Schwarze soll mich reiten, wenn sie der Kammerherr nicht eher todt schießt, bevor sie ihn seiner Glieder beraubt haben Stück für Stück!"

„Das ist möglich, Herr von Nostitz," erwiderte der Graf kalt, „möglich, aber nicht wahrscheinlich, da mein Herr Vetter nur noch den linken Arm zur Verfügung hat!"

Der Lieutenant warf sich heftig zurück, ihm mißfiel das Alles.

„Wollen sie mich hören, meine Herren?" fragte der Graf, der wohl auch fühlen mochte, daß es endlich an der Zeit sei zu sprechen, wenn der Unwille

seiner Genossen gegen ihn nicht zu mächtig werden sollte.

„Wir bitten darum!" entgegnete Leist finster.

„Ich bin ihrer Discretion vollkommen sicher," begann der Graf, indem er sinnend vor sich hin blickte, „und wenn ich trotzdem einige Namen nicht nenne, so betrachten sie dies nicht als ein Zeichen von Mißtrauen, sondern verlassen sie sich darauf, daß auf die Namen für diesen Zweck gar nichts ankommt, und daß es ein Gefühl frommer Scheu ist, welches mich abhält, diese Namen zu nennen. Hören sie denn, meine Freunde, und urtheilen sie ganz ungescheut; ich weiß, daß ihr Urtheil kein anderes als ein mich rechtfertigendes sein kann. Vor etwa vier Jahren ging ich in Aufträgen meines Hofes nach Rom und fand bei meiner Rückkehr nach Dresden bei der preußischen Gesandtschaft den Kammerherrn von Redow, der mir bei einer alten Tante als ein Cousin vorgestellt wurde; ich habe den Zusammenhang dieser Verwandtschaft niemals begriffen, jedenfalls ist dieselbe eine sehr weitläuftige, ich bemerke das ausdrücklich, damit man mir nicht etwa einen unnatürlichen Haß gegen einen Verwandten andichtet. Herr von Redow und ich

nannten uns seitdem Cousins und waren sehr freundlich und gefällig gegen einander, wo wir uns trafen, aber wir trafen uns außerordentlich selten und kamen einander durchaus nicht näher. Das war auch sehr natürlich, denn der Prinz, mein besonderer Gönner, unter dessen Augen ich aufgewachsen bin, der mir ein Vater gewesen, hat einen alten Groll gegen Preußen, den man ihm, wenn man irgend gerecht sein will, nicht verargen kann; in seinen Cirkeln sah man daher niemals Preußen, und er besuchte keine Kreise, wo er vermuthen konnte auf Preußen zu stoßen. Wenn ich nun meinen sogenannten Cousin, den Herrn von Redow nicht häufig sah, so hörte ich doch ziemlich viel von ihm, denn der kluge Mann wußte immer von sich reden zu machen. Lange habe ich darin nur ein schlaues Manoeuvre gesehen, durch welches Herr von Redow seine persönliche Bedeutung in der Diplomatie sowohl wie in der Gesellschaft zu erhöhen suche; jetzt weiß ich, daß Herr von Redow andere Zwecke hatte, daß er falsche Gerüchte über sich selbst fortwährend in Cours zu setzen wußte, damit die Aufmerksamkeit der Gesellschaft von andern Dingen, die ihn angingen und beschäftigten, abgelenkt und auf

falsche Fährte geleitet würde. Auf dieses Spiel versteht er sich meisterlich. In Dresden galt Herr von Redow für einen vollkommenen Cavalier, der viel Glück bei den Damen gemacht hatte und immer noch machen könne, um den aber irgend ein großes Geheimniß, ein Räthsel walte. Mitten in der geistreichsten Conversation brach Herr von Redow ab, verstummte, starrte vor sich hin und blieb so mehrere Minuten lang, dann schien er wie aus einem Traum zu erwachen und fuhr an derselben Stelle fort zu sprechen, an der er sich vorher unterbrochen. Ich habe das selbst ein paar Mal gesehen, meine Herren, und ich wage noch jetzt, nach mancherlei Entdeckungen, nicht zu behaupten, daß Herr von Redow Komödie gespielt —"

Der Graf hielt einen Augenblick inne, die beiden Officiere schauten ihn mit demselben fast ängstlich forschenden Blick an, denn Beiden zugleich kam der Gedanke, ob nicht der Erzähler den Kammerherrn für eine Art von Zauberer oder gar einen bösen Geist halte. Marcolini's Gesicht indessen verrieth klar genug, daß er wirklich nur den Zweifel hege, den seine Worte angedeutet hatten; er hätte gern, von dem

Unglauben seiner Zeit getrieben, den Kammerherrn für einen feinen Komödianten erklärt, aber er vermochte es nicht, es war in seinem Gegner etwas, was ihm Grausen einflößte.

„— man hielt in Dresden den Kammerherrn für einen Adepten,“ fuhr Graf Marcolini nach einer Pause fort, „man wußte, daß er das Haus des polnischen Gelehrten, des Doctor Lazarus Bentkowskius zu nächtlicher Stunde besuche; dieser gelehrte polnische Arzt aber war dafür bekannt, daß er seit langer Zeit laborire und nahe daran sei, die materia prima oder das große Elixir zu finden. Im Besitz dieses großen Elixirs kann der Adept nicht nur unedle Metalle in Gold verwandeln, sondern auch sein Leben bis ins höchste Alter verlängern und sich dauernde Gesundheit sichern. Man sagte in Dresden, Doctor Bentkowskius sei weit über hundert Jahr alt, er sei mit dabei gewesen, als Bötticher das Porcellain entdeckt habe, wie er denn überhaupt Böttícher's Mitlaborant gewesen. Jedenfalls genoß dieser Arzt vom Hofe einer besondern Protection, wenn er auch in der Stadt kurz und gut für einen Hexenmeister galt und vom kleinen Manne sehr gefürchtet wurde. Ich glaube nicht, daß

Herr von Redow mit Bentkowskius laborirt hat, oder wenigstens habe ich's nicht geglaubt, bis ich hier vernahm, daß auch der Staatsminister Graf Haugwitz sich mit geheimen alchemistischen Studien abgebe damals kam's mir vor, als ob Herr von Redow seinen Umgang mit dem polnischen Goldmacher mit starker Ostentation treibe, daß er beabsichtige, die Augen der Gesellschaft auf diesen Punkt zu lenken. Das gelang ihm auch vollkommen, und ich lächelte zuweilen über diesen Erfolg, denn mir schien's ganz natürlich, daß sich ein Mann interessant zu machen versuchte durch den intimen Umgang mit einem Zauberer und Goldmacher. Damals hatte ich noch keine Ahnung daran, daß auch die Goldmacherei eine von den vielen Masken ist, welche dieser Mensch vorsteckt, um sein eigentliches Antlitz dahinter zu verbergen. Gott mag wissen, wie dieses Gesicht aussieht, ich glaube ein Stück von dieser Teufelsfratze habe ich neulich gesehen."

Die letzten Worte hatte der Graf leise und mehr zu sich selbst gesprochen, die Officiere hatten sie zwar vernommen, sie hielten aber nicht nöthig, etwas darauf zu erwidern, dagegen sahen sie sich mit bedeutsamen

Blicken an; in der That, der Anfang von dieser Erzählung war ganz anders, als sie ihn vermuthet hatten, und mit aller Gewalt vermochten sie sich des unheimlichen Eindrucks nicht zu erwehren, den weniger die Worte, als das Benehmen des Grafen Marcolini dabei auf sie machte.

Der Erzähler bemerkte das und fuhr mit einem matten Lächeln fort: „Ich glaube die Herren jetzt hinlänglich unterrichtet über den Standpunkt, den Herr von Redow in der Dresdener Gesellschaft bei meiner Rückkehr aus Rom einnahm, und ich kann nun zu mir selbst kommen. Es war etwa zwei Monate nach meiner Rückkehr, und ich hatte als Kammerjunker den Dienst bei dem Prinzen. Es war schlechtes Wetter, Seine Durchlaucht, welche zur Jagd gewollt hatten, blieben verdrießlich zu Hause und zankten mit uns, das heißt mit dem Kammerherrn von Globig, mit dem Jagdjunker von Metzradt und mit mir. Globig, ein alter treuer Freund des Prinzen, der sich sehr viel gegen den Herrn erlauben durfte, antwortete ziemlich derb, wir beiden jungen Leute schwiegen natürlich. Der Prinz, der derben Abfertigungen, die er von seinem groben Globig erhielt, müde, wendete sich mehr

gegen uns und sagte endlich zu mir: „Mit ihm werde ich auch ein ernstlich Wort reden müssen, Marcolini, wie kann er leiden, daß ein Preuße, der Goldmachergeselle, der Zauberlehrling, der fatale Herr von Redow seiner Schwester, der Juliette, so den Hof macht? Hat er nicht vernommen, daß die ganze Stadt davon spricht, und daß man bei Hofe sagt, dieser Preuße werde die schöne Juliette heirathen? nun, versteht er mich nicht?“ Ich verstand den Prinzen sehr wohl, vielleicht besser, als er dachte, ich wußte, daß er eine Neigung für meine Schwester hatte, daß er sich ärgerte über die Huldigungen, die Herr von Redow allerdings in letzter Zeit ziemlich auffallend meiner Schwester gewidmet hatte, indessen antwortete ich ganz einfach: Euer Durchlaucht wissen, daß meine Schwester fast zehn Jahre älter ist als ich, daß sie als Wittwe von mir in keiner Weise abhängig; doch will ich, wenn Durchlaucht Befehl geben, mich in dieser Angelegenheit an den Oberstallmeister, meinen Oheim, wenden, der könnte als Haupt der Familie — der Prinz ließ mich nicht ausreden, er unterbrach mich hastig, denn er konnte meinen Oheim, den Oberstallmeister, nicht ausstehen. Mit einem zornigen und sehr wenig ver-

bindlichen: „ich habe ihn immer für einen Narren gehalten, Marcolini, aber ich habe nicht gewußt, daß er dieses Unglück in einem so hohen Grade hatte!“ wendete er sich um, stellte sich an's Fenster und blickte in den strömenden Regen hinaus. Keiner von uns sagte ein Wort, plötzlich trat der alte Globig rasch zu dem Prinzen nnd sagte flüsternd, indem er durch das Fenster nach einer bestimmten Richtung hinwies: „Haben Eure Durchlaucht denn von dort gar nichts erfahren?“ Er ist ein boshafter alter Gesell, dieser Globig! Der Prinz wurde dunkelroth und sprudelte dann heftig: „Sie alter Heimtücker, was fragen sie mich heut danach? die Frage hätte mir das schönste Jagdwetter ruinirt und nun heute? Wie können sie glauben, daß ich etwas erfahren habe, da ich das Unglück habe, mit lauter Narren und Tugendhelden umgeben zu sein?“ Der alte Kammerherr schüttelte sich mit einer komischen Geberde, ganz wie sich ein von Wasser triefender Pudel schüttelt, der Prinz aber lachte. Nun hatte Globig gewonnen Spiel: „Durchlaucht,“ sagte er dreist, „Narren und Tugendhelden? Nun, da Marcolini der Narr ist, so bin ich wohl nothgedrungen der Tugendheld, denn den kleinen Tauge-

nichts da, meinen Neven Metzradt, können Eure Durchlaucht unmöglich meinen. Gnädiger Herr, ich weiß etwas von dort, trotzdem, daß ich ein Tugendheld bin!“ Der Kammerherr deutete wieder durch's Fenster, der Prinz aber trat einen Schritt zurück, biß die Lippen zusammen und starrte den Kammerherrn mit weit offenem Auge an. Er war sichtlich im höchsten Grade gespannt. „Das Haus gehört dem ehemaligen Canzleisecretair Sommer,“ begann er langsam, „die Dame ist eine Baronin von Schimmelmann, ihre Begleiterin aber ein Fräulein von Mogge—“

„Mogge, Schimmelmann?“ rief der Lieutenant von Leist aufspringend, in dem Tone höchster Ueberraschung; Nostitz sah seinen Kameraden höchst verwundert an, Graf Marcolini dagegen blickte beinahe ängstlich.

„Ich bitte sie, lieber Herr von Leist, haben sie eine Beziehung zu diesen Namen?“ fragte er nach einer kleinen Weile, sichtlich verwirrt durch diese jähe Unterbrechung.

Herr von Leist setzte sich wieder nieder, ein Zug von Unmuth kräuselte sich um seinen Mund, zögernd entgegnete er auf die ihm gestellte Frage: „Ich habe

Beziehungen zu Damen dieses Namens, doch fahren sie fort, Herr Graf, ich kann nicht ein Mal mit Bestimmtheit angeben, ob ich ein Recht gehabt habe, auch nur das zu sagen!"

Mit einer sichtlichen Anstrengung suchte Graf Marcolini nach dem Ende seiner Erzählung und war eben im Begriff auf's Neue zu beginnen, als er abermals aufgehalten wurde. Man vernahm Stimmen im Nebenzimmer, erst leise, dann lauter streitend.

„Ich habe Befehl gegeben, daß wir unter keinem Vorwand gestört werden!" rief der Graf heftig.

„Entschuldigen sie," sagte Nostitz rasch aufstehend, „ich kenne die Stimme, das ist mein Wachtmeister!"

„Das war meine Ahnung!" seufzte Marcolini und stützte seine fieberheiße Stirn in seine hohle Hand, „er hat sie und mich scharf beobachten lassen, er wußte, daß sie Beide hier waren, er fürchtete meine Mittheilungen, er weiß sie zu stören, indessen, mein Herr Vetter, noch ist nicht aller Tage Abend!"

Herr von Leist hatte weder auf die Worte des Grafen geachtet, noch sich sonderlich um Nostitz bekümmert, welcher hinausgegangen war, zerstreut hörte er halb hier=, halb dorthin.

„Der Commandeur läßt mich rufen, begreifen sie das, Leist?“ rief Nostitz, der wieder eintrat, „woher konnte er wissen, daß ich hier war? ich werde ihn fragen; entschuldigen sie mich, Herr Graf, mein Regiments-Commandeur befiehlt, ich muß gehorchen; morgen werde ich mir die Ehre geben, mich nach ihrem Befinden zu erkundigen; guten Abend, lieber Leist!“

Der Officier eilte hinaus, verwundert blickte ihm Leist, schmerzlich lächelnd der Graf nach. Aber nach einer Minute schon kam Herr von Nostitz zurück und rief: „Leist, da draußen steht ein Mädchen, welches mich bittet, ihnen zu sagen, die Frau Geheimräthin von Reinbach wünsche sie auf der Stelle zu sprechen. Der Schwarze soll mich reiten, wenn das nicht Zauberei ist, daß alle Welt zu wissen scheint, wo wir uns gerade befinden.“

„O nein!“ sagte der Graf, „keine Zauberei, meine Herren, es giebt aber Jemanden, der ein großes Interesse daran hat, meinen Mittheilungen gegen sie ein Ende zu machen; jetzt gehen sie, sie werden sich selbst davon überzeugen können!“

Die Herren empfahlen sich und eilten hinunter;

das Mädchen, welches die Einladung der Geheimräthin gebracht, war verschwunden.

„Glauben sie das?“ fragte Nostitz.

„Ja,“ entgegnete Leist ruhig, „der Kammerherr hat Spione in diesem Hause; dennoch bin ich neugierig, die Geheimräthin hat mich noch niemals rufen lassen, und es wäre doch zu plump, wenn jetzt an den Tag käme, daß mich eine falsche Botschaft abgerufen.“

„Was kann mir der Alte zu sagen haben,“ murrte Nostitz, „ist sonst gar nicht seine Art, aber ich halte es gar nicht für möglich, daß der Redow seine Hand im Spiel gehabt, denn der Alte kann den Kammerherrn nicht ausstehen.“

„Nun,“ erwiderte Leist, „das ist so unmöglich doch nicht, durch dritte Personen wirken Leute wie dieser Kammerherr am liebsten.“

Mit kurzem Gruß trennten sich die Herren am Fürstenhause, Leist eilte nach dem Hause des Geheimen Finanzrathes von Reinbach am Werderschen Markt, Nostitz in die Wohnung des Reichsgrafen Elias Maximilian Henkel von Donnersmark, seines Regiments-Commandeurs, am Opern-Platz Nr. 30.

Als Herr von Leist die Pforte in dem großen Thorwege des Reinbach'schen Hauses öffnete, fiel ihm zum ersten Male ein, daß er eine ziemlich lächerliche Figur spielen werde, wenn wirklich die Geheimräthin nicht zu ihm geschickt, wenn wirklich die dringende Einladung lediglich eine Mystification, um Graf Marcolini's Mittheilungen zu unterbrechen. Er zögerte einen Moment, aber er trat muthig ein, fest entschlossen, die Wahrheit zu ergründen.

Auf dem ersten Absatz der Treppe, der ziemlich dunkel war, kam ihm eine Gestalt entgegen, die ihn hastig anredete: „Verzeihen sie, gnädiger Herr, ich dachte sie in Stadt Paris selbst zu treffen, weil ich aber nur Herrn von Nostitz fand, so habe ich gesagt, die gnädige Frau lasse sie bitten, sich sofort zu ihr zu bemühen.“

„Nun, es ist nicht die Frau Geheimräthin, welche mich rufen läßt, wer denn?“ fragte der Lieutenant hastig und strenge.

„Um Gottes willen, reden sie leiser, es ist Besuch da,“ bat das Mädchen, „verrathen sie mich nicht, gnädiger Herr!“

das Mädchen, welches die Einladung der Geheimräthin gebracht, war verschwunden.

„Glauben sie das?“ fragte Nostitz.

„Ja,“ entgegnete Leist ruhig, „der Kammerherr hat Spione in diesem Hause; dennoch bin ich neugierig, die Geheimräthin hat mich noch niemals rufen lassen, und es wäre doch zu plump, wenn jetzt an den Tag käme, daß mich eine falsche Botschaft abgerufen.“

„Was kann mir der Alte zu sagen haben,“ murrte Nostitz, „ist sonst gar nicht seine Art, aber ich halte es gar nicht für möglich, daß der Redow seine Hand im Spiel gehabt, denn der Alte kann den Kammerherrn nicht ausstehen.“

„Nun,“ erwiderte Leist, „das ist so unmöglich doch nicht, durch dritte Personen wirken Leute wie dieser Kammerherr am liebsten.“

Mit kurzem Gruß trennten sich die Herren am Fürstenhause, Leist eilte nach dem Hause des Geheimen Finanzrathes von Reinbach am M... Nostitz in die Wo... Maximilian H... giments-...

„Wer hat sie denn geschickt, Anne, rede sie endlich!“ befahl der junge Officier ungeduldig.

„Mein Gott, wer denn sonst als mein gnädiges Fräulein,“ entgegnete die Soubrette, „ich wollte das aber doch dem Herrn von Nostitz nicht sagen, es braucht ja doch Niemand zu wissen, daß mein gnädiges Fräulein sie zu sprechen wünscht.“

Das Mädchen sprach jetzt in vollkommen sicherm Ton; es war die Soubrette, die sich stark weiß im Besitz des Geheimnisses ihrer Herrschaft.

Den Lieutenant schwindelte, Elisabeth von Reinbach ließ ihn zu sich rufen, jeden Andern würde ein solcher Ruf beglückt haben, diesen jungen Officier verletzte er, er faßte sich mühsam und fragte dann noch ein Mal: „Fräulein von Reinbach wünscht mich also zu sprechen?“

„Gewiß, und zwar sogleich,“ entgegnete die Dirne, „belieben sie mir zu folgen, gnädiger Herr!“

„Woher wußte sie denn, daß ich in Stadt Paris war, Anne?“ fragte der Lieutenant.

„Mein gnädiges Fräulein sagte mir, ich würde sie bei Herrn Grafen Marcolini in Stadt Paris treffen; haben sie die Gewogenheit.“

Die Kammerjungfer öffnete die Thür, ließ den jungen Officier eintreten und schloß die Thür wieder; eine schlanke Dame kam ihm entgegen, betreten blieb der Officier stehen, es war nicht Elisabeth von Reinbach.

„Kennst du mich nicht mehr, Hans?“ fragte die Dame mit weicher Stimme und streckte die Hand aus.

„Marie Mogge,“ rief der Lieutenant erschrocken und erschüttert, „Marie, meine arme Marie!“

„Still, wir sind nicht allein! rede nicht von Schimmelmann's!“ flüsterte hastig die Dame.

Elisabeth von Reinbach trat ein, ihr liebliches Gesichtchen strahlte vor Entzücken.

„Da habe ich ihnen eine rechte Ueberraschnug bereitet, Herr von Leist!“ rief sie mit kindlicher Fröhlichkeit.

Der Lieutenant verbeugte sich stumm, er war keines Wortes mächtig.

Achtes Capitel.

Die bleiche Marie.

„Sie hatte einen Buhlen fein,
Der sie nicht lassen wollt',
Die wollte nicht sein Liebchen sein,
Um Silber oder Gold!"
(Altes Lied.)

Bei dem Geheimen Finanzrathe von Reinbach war eine zahlreiche Gesellschaft versammelt; wir haben schon gesagt, aus welchen Elementen die Gesellschaft zusammengesetzt war, die sich bei dem reichen Manne zusammen zu finden pflegte. Die Trümmer des alten Hofes und die zahlreichen Menschen, welche noch immer mit der weniger lobenswerthen Seite des Hofes und Charakters Friedrich Wilhelm's II., mit der Genußsucht, sympathisirten. Das waren zumeist ältere

Leute schon; die Jugend hatte wenig Berechtigung in diesem Hause, doch fehlte sie nicht ganz, wie wir wissen, seitdem Elisabeth wieder bei ihrem Vater war.

Die Gesellschaft spielte und soupirte dann; beim Spiel wie beim Souper sah sich die Jugend etwas bei Seite geschoben, und eigentlich war es nur die immer freundliche Frau Geheimräthin, welche sich zuweilen der jungen Leute annahm und, so viel sie vermochte, für deren Unterhaltung sorgte; das geschah indessen doch nur, wenn junge Officiere zugegen waren, und so kam es, daß heute Elisabeth von Reinbach und drei jüngere Damen ziemlich verlassen an einem länglicht runden Tisch saßen und sich bei Betrachtung einer zwar nummerreichen aber sehr unordentlichen Conchyliensammlung herzlich langweilten.

Die beiden guten, altklugen Fräuleins von Chevremont, die Zwillingsschwestern Friederike und Wilhelmine, zeigten noch das meiste Interesse für die Muscheln und Schneckenhäuser; es waren überhaupt ruhige und verständige Mädchen, und dann wußten sie ja auch ganz genau, daß ihr ländlicher Cousin und gemeinschaftlicher Verehrer, Herr August von Zabeltitz, ganz bestimmt zum Souper kommen werde. Es hatte

sich nämlich noch nie ereignet, daß er das vergessen hätte.

Anders war es mit Elisabeth von Reinbach; es war ein Zug von Unmuth und Aengstlichkeit sichtbar um den schöngeformten kleinen Mund, und zerstreut spielten die feinen Finger mit den glatten Muscheln. Zuweilen nur richtete sie ein freundliches Wort, öfter einen fast wehmüthig fragenden Blick auf die neben ihr sitzende Dame.

Diese Dame ist älter als Elisabeth, sie ist nicht schön, ja nicht einmal hübsch, und sieht auch durchaus nicht interessant aus; es ist ein länglicht rundes, bleiches Gesicht da, mit Pockennarben übersäet, um den Mund liegt ein Zug, der mehr auf Müdigkeit und Erlahmung als auf Resignation deutet und zu dem Ausdruck der Augen stimmt, die, groß und blau, fast immer durch die langen Wimpern verschleiert sind, die aber auch dann noch verschleiert zu sein scheinen, wenn sich die Wimpern erheben. Die Stirn dieser Dame ist breit und stolz, verliert aber unter dem schmalen Besatz der enganliegenden, flachen weißen Haube, unter welcher man das schlicht gescheitelte hellblonde Haar kaum bemerkt. Diese schlanke, magere Gestalt war in

ein altmodisches braunes Zeug sehr einfach aber doch nicht auffallend gekleidet.

Die Erscheinung Marie's konnte keine Blicke auf sich ziehen und keine Blicke fesseln, gleichgültig wurde sie übersehen, und sie schien das nicht zu bemerken, sondern schaute noch wie vor müde oder nachdenklich, wie man's nehmen wollte, vor sich nieder.

„Es ist heut der vierte Tag, und er kommt wieder nicht!" flüsterte Elisabeth ganz leise, indem sie sich an Marie schmiegte, welche sehr gerade, fast etwas steif, neben ihr auf der Polsterbank saß.

Marie blickte die Freundin an, ihr Blick verrieth eine gewisse Theilnahme, die man hinter diesen müden Zügen kaum gesucht haben würde.

Elisabeth war aber auch wunderhübsch in diesem Moment, ihr Antlitz, ihr Hals, ihr Nacken errötheten zugleich, indem sie jene Worte ganz leise flüsterte, ihre Blicke senkten sich verschämt, und ein halb wehmüthiger, halb kindlich schmollender Zug zuckte um ihre Lippen; es sah aus, als wolle das schöne Mädchen weinen. Man bemerkte in diesem Augenblick, daß Elisabeth noch halb Kind war, das verschämte Geständniß der sehnenden Jungfrau ging Hand in Hand mit dem

Unwillen des verwöhnten Kindes, dem etwas versagt wird.

Wir haben gesehen, daß Marie Mogge, eine Freundin Elisabeth's aus der Herrnhuter-Anstalt, in einer Verbindung zu dem Lieutenant von Leist stand; wir sahen den jungen Officier in eine ihm sonst nicht eigene Aufregung gerathen, als der Graf Marcolini den Namen Marie Mogge nannte, wir sahen endlich am Schluß unseres letzten Capitels die Dame dem Lieutenant gegenüber als eine frühere Bekannte auftreten.

Die Ueberraschung Leist's war groß gewesen; erst hatte er den Namen Marie's aus Marcolini's Munde vernommen, dann war er unvermuthet plötzlich abgerufen und ihr selbst gegenüber gestellt worden. Herr von Leist war geradezu erschrocken über dieses Zusammentreffen von Umständen, und doch ging das Alles sehr natürlich zu.

Marie Mogge, obwohl älter als Elisabeth von Reinbach, war doch in Gnadenfrei deren intimste Freundin geworden; Marie war ein müdes, stilles Wesen, das eine rechte Erquickung an der Frische und Jugendlichkeit Elisabeth's fand und sich zu der jüngern

Freundin vielleicht um so mehr hingezogen fühlte, als sie in derselben noch einen leichten Hauch von der Welt fand, vor der sie sich müde und gebrochen in die Stille von Herrnhut gerettet hatte, von der sie sich aber doch nicht ganz loszureißen vermochte. Der fromme Frieden der Gemeinde des edeln Grafen Zinzendorf umwehete sie wohl fein und lieblich und kühlte ihre brennende Wunde, der regelmäßige Wechsel von Arbeit und Gebet beruhigte ihre fiebernde Seele, sie fand in Gnadenfrei die Stütze des einfältigen Glaubens wieder, die ihr in der Welt verloren gegangen war, und dennoch vermochte sie dieser Welt, die ihr so feindselig begegnet war, nicht ganz, nicht völlig abzusagen.

Marie Mogge fühlte die wohlthuende, reinigende Kraft eines stillen, zurückgezogenen, Gott geweiheten Lebens, aber sie wurde sich auch bewußt, daß sie das nur fühlte, weil sie verwundet und krank war; je länger sie in Herrnhut war, je ruhiger und wohler sie sich daselbst fühlte, desto bestimmter sagte sie sich auch, daß ihre Stätte nicht hier sein würde, wenn sie gesund und ihre Kraft noch ungebrochen sei.

Elisabeth fühlte sich ihrerseits sehr bestimmt an-

gezogen durch die bleiche Marie, die besiegt und geknickt aus dem Kampfe des Lebens kam, in den sie erst hinausschreiten, den sie erst bestehen sollte. Vielleicht war es der Umgang mit Marie Mogge, der Elisabeth verhinderte, sich ganz in das herrnhutische Leben, in dem sie erzogen wurde, zu versenken; Marie Mogge war es, die sie im Gespräch immer wieder auf das Leben hinwies und sie lehrte, nicht nur nach der frommen Zurückgezogenheit Herrnhuts zu trachten, sondern auch auf die große Welt zu blicken, in welcher sie ihre Bestimmung zu erfüllen hatte. Vielleicht lag in Elisabeth's frühem Umgang mit Marie ganz allein die Möglichkeit der späteren Annäherung Leist's an sie! vielleicht hätte ihr weiches Gemüth sich gänzlich gegen das Leben verschlossen, und die Liebe des jungen Officiers hätte ohne Marie's Einwirkungen gar keinen Anknüpfungspunkt gefunden!

Nach der Weise junger Mädchen unterhielt Elisabeth einen lebhaften Briefwechsel von Berlin aus mit den Freundinnen, welche sie in der herrnhutischen Colonie zurückgelassen, aber ohne sich selbst Rechenschaft über das warum zu geben, sie schrieb über die Annäherung des Kammerherrn von Redow und später

die des Lieutenants von Leist an sie nur an Marie Mogge; sie fühlte instinctmäßig, daß sie dafür nur bei dieser Freundin ein Verständniß finden werde.

Aus Elisabeth's Briefen, die sie bald mit einer tiefen Angst, bald mit stiller Wehmuth erfüllten, erkannte Marie bald, früher als Elisabeth selbst, daß Herr von Leist die Liebe ihrer jungen Freundin gewonnen hatte, und innige Gebete und heiße Segenswünsche weihete sie dieser Liebe von ihrer ersten Entstehung an. In ihren Antworten aber war sie sehr vorsichtig, sie wagte nicht und scheuete sich, Elisabeth merken zu lassen, daß sie ihr in's Herz geblickt und ihre Liebe zu Leist erkannt hatte, früher als sie selbst.

Da begab es sich, daß Marie sich genöthigt sah, gewisser Familienangelegenheiten halber, auf einige Zeit Gnadenfrei, ihr stilles Asyl, zu verlassen und nach Hamburg zu verreisen. Sie sehnte sich, die Freundin, für die sie jetzt ein noch höheres Interesse als einst hegte, wieder zu sehen; sie wollte vielleicht auch noch andere Personen sehen, kurz sie schrieb an Elisabeth und bat um deren Gastfreiheit, damit sie sich auf der weiten und beschwerlichen Reise von Gnadenfrei nach Hamburg einige Tage ausruhen möge in Berlin.

Man kann sich denken, mit welcher Freude Elisabeth der Freundin antwortete, wie sie Tage und Stunden zählte bis zu ihrer Ankunft. Sie vertraute auch Leist ihre Freude an, zufällig aber nannte sie keinen Namen, sie sagte nur, daß sie den Besuch einer lieben Freundin aus Gnadenfrei erwarte.

Marie kam an und überzeugte sich in vertrautem Gespräch bald, daß Elisabeth des Lieutenants Neigung aus voller Seele, mit ganzem Herzen erwiedere, und im Wechselgespräch mit der Freundin wurde sich Elisabeth mit einem süßen Schauer auch der Liebe bewußt, die sie bislang unbewußt in ihrem Busen gehegt.

Marie that einige Fragen nach dem äußern Aussehen Leist's und gab endlich zu erkennen, daß Hans von Leist ihr frühester Jugendgespiele gewesen; sie hatte längst gewußt, daß nur dieser Leist es sein könne, der in Elisabeth's Briefen eine so bedeutende Rolle spielte, sie war nicht ganz aufrichtig, als sie Elisabeth glauben ließ, daß sie das jetzt erst entdecke; aber das edle Haus derer von Leist zählte so zahlreiche Sprossen in der Armee des Königs von Preußen, daß auch ein minder argloses Gemüth, als das Elisabeth's verdachtlos geblieben sein würde.

Schon am Tage nach der Ankunft Maria's schickte Elisabeth, ohne in ihrer Unschuld an das Auffallende dieses Schrittes zu denken und nur mit dem Gedanken beschäftigt, dem geliebten Manne durch das Wiedersehen mit der Jugendfreundin eine freudige Ueberraschung zu bereiten, ganz direct eine Einladung an den Lieutenant.

Das Mädchen hatte den jungen Officier, der schon zu Graf Marcolini gegangen war, nicht zu Hause gefunden; Elisabeth war etwas ärgerlich darüber, zufällig fragte die Geheimräthin, welche den Lieutenant seit ein paar Tagen nicht gesehen, einen Officier vom Regiment Gensd'armes, der sich in der Gesellschaft befand, nach Herrn von Leist und empfing die Antwort, daß Graf Marcolini, Leist's Freund, krank im Gasthofe zur Stadt Paris liege, und der Lieutenant einen großen Theil seiner Zeit an dessen Krankenbette zubringe.

Das vernahm Elisabeth und schickte sofort ihr Mädchen nach dem Gasthofe.

An dieser Sendung war Herr von Redow völlig unschuldig, Leist erfuhr dies auch sofort auf seine Frage.

Erst als Elisabeth das Mädchen fortgeschickt hatte, erfuhr Marie, daß Leist kommen werde; sie erschrak über die Kühnheit Elisabeth's, sie begriff besser als die unschuldige jüngere Freundin, wie compromittirend diese Botschaft werden konnte, aber sie enthielt sich jeder Bemerkung, entweder weil es doch schon zu spät war, den Schritt zurück zu nehmen, oder weil sie selbst gar zu großes Verlangen trug, Leist zu sehen. Endlich beruhigte sie sich ganz darüber, als sie im Laufe des Gesprächs von Leist noch erfuhr, daß die schlaue Anne die Botschaft nicht im Namen Elisabeths, sondern der Geheimräthin von Reinbach, ausgerichtet.

Elisabeth, in ihrer lieblichen Freude, die beiden Jugendgespielen zusammengeführt und Leist eine solche Ueberraschung bereitet zu haben, hatte keine Ahnung von der Unvorsichtigkeit, die sie begangen.

Hans von Leist hatte sichtlich eine große Freude, seine Jugendgefährtin wiederzusehen. Vier Jahre lang war Marie Mogge seine Kameradin bei Spiel und Unterricht gewesen, so lange seine Mutter lebte, erst dann war sie, eine älternlose Waise, in das Haus einer Tante, der Baronin von Schimmelmann, gekommen. Zwar fand der Officier ein ganz anderes

Wesen in ihr wieder, als das blühende gesunde fünfzehnjährige Mädchen, das er verlassen, aber er war nicht erstaunt darüber, denn er wußte zum Theil, wie herbe Schicksale seine ehemalige Gespielin betroffen.

Einige Tage lang nach dem ersten Wiedersehen war Herr von Leist noch öfter als sonst im Hause des Geheimen Finanzrathes; er hatte nicht nöthig, vor Marie seine Liebe zu Elisabeth zu verbergen, oder sie ihr zu bekennen, denn er sah auf den ersten Blick, daß Marie seine Liebe kannte, und er wußte nicht nur, sondern er bemerkte auch sofort mit unsäglichem Entzücken, daß Marie seiner Liebe förderlich wurde in alle Wege. Er sah das in dem süßen Erröthen Elisabeth's, wenn er sie anredete, er fühlte das in dem sanften Gegendruck ihrer zarten Finger, wenn er ihr die Hand küßte; er wußte, daß die Liebe zu ihm Elisabeth's Busen wallen machte, ja, er meinte in seinem seligen Liebesrausch ihre Liebe zu ihm zu hören in dem leisen Zittern ihrer Stimme, in dem lauteren Schlage ihres Herzens.

Am Sonntag Abend hatte er lange mit den beiden Freundinnen sich unterhalten, denn der Geheime Finanzrath und seine Gemahlin waren in Gesellschaft

bei der Gräfin Matuschka, beim Abschiede aber hatte er Marie zugeflüstert: „Leider kann ich zwei, vielleicht drei Tage nicht kommen, Mara" so nannte er sie aus der Kinderzeit her, „hüte mir mein Kleinod, Mara, und mache, daß sie nicht: nein! sagt, wenn ich wiederkomme und sie um ihre Hand bitte, das Herz hab' ich, das weißt du so gut als ich!"

Marie lächelte leise, nickte ihm bejahend zu und drückte dem Jugendgefährten die Hand.

Sie hatte Wort gehalten; Elisabeth wußte jetzt, daß sie den jungen Officier liebte, ihr ganzes Wesen drängte sich sehnend zu ihm hin, und die jungfräuliche Schüchternheit hatte keine Aussicht mehr, die Liebe zu verstecken, die mit Macht hervorbrach überall. Herr von Leist konnte ganz sicher sein, daß seine Werbung gut aufgenommen werde. Marie sehnte sich nach diesem Moment vielleicht eben so sehr, als Elisabeth, sie war glücklich in dem Gedanken, zu helfen zu dem Glück dieser beiden Menschen.

Und da war noch eine Frau, die mit scharfem Blick Alles beobachtete, der nichts entging, die mit stillem Behagen die Fortschritte bemerkte, die Herr von Leist bei Elisabeth machte, die mit Vergnügen

sah, daß Marie die Liebe beförderte, und endlich auch ihrerseits die Werbung des jungen Officiers mit großer Ungeduld erwartete — das war die Geheimräthin von Reinbach, deren Vorliebe für Hans Dinnies von Leist sich eben so beständig gezeigt hatte, wie das Lächeln, das ihre Lippe nie verließ.

Auch ihr hatte der Lieutenant gesagt, daß er in Dienstgeschäften Berlin auf zwei oder drei Tage verlassen müsse; die Frau hatte ihm mit dem Finger gedroht, lächelnd und leise gesagt: „Die Ausflucht ist gut für Betty, lieber Alliirter, ich weiß wohin sie gehen, nehmen sie sich in Acht! der Kammerherr ist ein gefährlicher Feind, kommen sie recht bald wieder; glauben sie mir, ihre Verlobung mit Elisabeth wird dem Kammerherrn eine tiefere Wunde schlagen, als die Kugel des Herrn von Marcolini.“

Fast erschrocken hatte der Officier die Geheimräthin angesehen — diese Frau wußte also Alles!

Die Geheimräthin knixte und legte die Finger warnend auf ihren lächelnden Mund.

Die drei Tage, die Frist, die sich Herr von Leist selbst gestellt, waren verflossen, er hatte sich nicht im Hause des Geheimen Finanzrathes gezeigt; ja, er

war nicht in Berlin, wie man genau wußte von Kameraden. Es hieß, er sei mit dem Lieutenant von Nostitz auf einer Jagdpartie, und zwar bei seinem Oheime, dem Oberst-Lieutenant von Leist, für dessen Erben der Lieutenant galt.

„Es ist heut der vierte Tag und er kommt wieder nicht," flüsterte Elisabeth erröthend, indem sie sich an die Freundin und Vertraute schmiegte.

„Der Tag ist noch nicht vorüber," entgegnete Marie eben so leise.

Dankend blickte Elisabeth zu ihr auf.

In diesem Augenblick ging die Geheimräthin mit einem Herrn vor der offenen Thür des Zimmers vorüber, es war der Kammerherr von Redow, er trug seinen verwundeten rechten Arm in der Schlinge eines seidenen Tuches, sonst war er in großer Uniform.

„Kann ich nicht Fräulein Lisette mein Compliment machen?" fragte der Kammerherr.

„Betty ist bei den anderen jungen Damen hier," entgegnete die Geheimräthin laut, leiser setzte sie hinzu: „hoffen sie nicht die Festung zu überrumpeln, lieber Kammerherr, weil der Commandant nicht anwesend, der Platz ist an sich schon zu stark für sie."

Der Kammerherr starrte der Geheimräthin ins Gesicht, dann sagte er ebenfalls leise und mit heiserer Stimme, beinahe als spräche er nur mit sich selbst, „ich muß meine letzten Minen sprengen.“

„Thun sie das, mein theurer Herr,“ lächelte die Geheimräthin, „sie sind jetzt einmal dabei, ihre einst so gepriesene Klugheit und Feinheit auf's unbarmherzigste zu compromittiren, ein wenig mehr oder minder, darauf kommt nichts an.“

Den Kammerherrn schien der Hohn der Geheimräthin nicht zu treffen, wenigstens gab er kein Zeichen des Aergers oder der Ungeduld, sondern starrte ihr mit ausdruckslosen Augen ins Gesicht.

„Kammerherr,“ sagte die Geheimräthin, immer lächelnd, „begreifen sie denn nicht endlich, daß ihr gefährliches Anstarren ihnen bei mir gar nichts hilft? Sie machen das vortrefflich, ich gebe es zu, sie täuschen damit selbst kluge Leute; Einige halten sie für wahnsinnig, Andere glauben sie von Gewissensbissen gefoltert, sehr gut, aber von mir könnten sie denn doch wahrlich überzeugt sein, daß ich das niemals glauben werde, weder das Eine noch das Andere.“

„Ich möchte dem Fräulein Lisette mein Compli-

ment machen," wiederholte Herr von Redow eintönig, indem er fortfuhr, die Geheimräthin anzustarren.

„So thun sie es doch," entgegnete die Geheimräthin, „ich halte sie doch nicht! Oder ist auf der Schwelle etwa ein Drudenfuß, den sie in ihrer Rolle als böser Geist nicht überschreiten dürfen?"

Die Geheimräthin sagte das mit einem Hohn, der deutlich verrieth, daß sie den Kammerherrn verachtete, zugleich wies sie mit einer halb befehlenden Geberde auf die Thür.

Der Kammerherr trat in das Zimmer, in welchem die vier jungen Damen waren, die Geheimräthin warf ihm einen Blick nach und fragte sich selbst: „Sollte der Mensch wirklich toll geworden sein oder sich auf dem Wege dazu befinden? Wahrscheinlich hat er den Herrn von Marcolini erschossen," fuhr die Geheimräthin mit sich selbst sprechend fort, „Glück genug hat er; aber die Verlobung Elisabeth's mit Leist giebt ihm den Todesstoß; der Elende ist in voriger Woche wieder bei der Sibylle gewesen und hat sich wieder wahrsagen lassen und hat wieder die Weisung erhalten, daß an Elisabeth's Besitz alle Freuden der Erde und die ewige Seligkeit für ihn geknüpft! hm! hm!"

Die runde Frau zwinkerte schlau mit den Augen, nahm eine Prise aus der goldenen Dose mit dem in Brillanten gefaßten Portrait des Geheimen Finanzrathes und kehrte zu dem verlassenen Platze am Spieltisch zurück.

Während dieser Zeit war der Kammerherr von Redow langsam in das andere Zimmer getreten; er bemerkte sofort mit stillen Grimme, daß Elisabeth ihm mißmüthig entgegensah, er kannte ja den Grund dieses Mißmuths, er wußte, daß das schöne Mädchen den Lieutenant von Leist viel lieber gesehen hätte als ihn.

„Guten Abend, Herr von Redow!" grüßte Elisabeth den Nähertretenden, „wie geht es mit ihrer Hand; noch immer in der Binde, wie ich sehe, aber hoffentlich doch besser?"

„Ich danke, mein Fräulein," erwiderte der Kammerherr, doch vollendete er seine Rede nicht, denn indem er sich gegen die Damen verneigte, blieben seine Blicke fast entsetzt auf Marie Mogge haften, die ihn mit kalten, fast verächtlichen Blicken von oben bis unten ansah.

„Ah, ich vergaß!" rief Elisabeth arglos, „liebe Marie, der Herr Kammerherr von Redow, Fräulein

von Mogge ist meine liebste Freundin von Gnadenfrei her, Herr von Redow!"

„Ich hatte schon in Dresden vor mehreren Jahren, wenn ich nicht irre, die Ehre, Herrn von Redow zu sehen!" bemerkte Marie mit einem beleidigenden, geringschätzigen Tone.

Die drei jungen Damen blickten bald sie, bald den Kammerherrn erschrocken an.

Herr von Redow war offenbar im höchsten Grade überrascht, er glich einem in seinem Hauptquartier überfallenen Feldherrn, er hatte keine Mittel, die Streitkräfte, über die er verfügen konnte, herbei zu rufen, verzweiflungsvoll blickte er bald dort, bald hier hin; seine Verwirrung war ganz unbeschreiblich, er bewegte die Lippen, aber man vernahm kein Wort, seine Augen schleuderten bald Zornesblitze, bald leuchteten sie in einem seltsamen Glanze auf.

„Was heißt das?" fragte Elisabeth scheu und ängstlich.

„Ich kann mir denken, daß es diesem Herrn nicht eben lieb ist, mich wieder zu sehen," nahm Marie das Wort; „er wird sich selbst sagen, daß auch ich ihn nicht aufgesucht habe, es ist das ein Zusammen-

treffen, an welchem ich eben so wenig Freude finde, als der Herr."

Der Kammerherr faßte sich mit Mühe, es zuckte ein wilder Grimm über sein Gesicht, der Elisabeth und die beiden Schwestern entsetzte, der Grimm konnte indessen dem bleichen Mädchen da nicht gelten, denn gleich darauf ruhte sein Auge mit unverkennbarer Zärtlichkeit auf ihren von Pockennarben entstellten Zügen.

Die Scene wurde peinlich im höchsten Grade, der Kammerherr fühlte das, er mußte ein Ende machen, er selbst hielt das nicht länger aus.

„Marie —" begann er.

„Mein Herr!" unterbrach ihn das bleiche Mädchen fremd und kalt.

„Fräulein von Mogge," begann er wieder, bittend, demüthig fast, „wird mich entschuldigen; hätte ich eine Ahnung gehabt, sie hier zu finden, ich würde ihr den Anblick eines Mannes erspart haben, der ihr so verhaßt ist —"

„Nein, mein Herr," unterbrach Marie ernst, „es ist nichts von Haß gegen sie in mir, ich habe gelernt, auch für meine Feinde zu beten, und wenn in meinen Worten etwas gelegen hat, was an eine an-

dere Empfindung erinnerte, so verzeihen sie der menschlichen Schwäche und der Ueberraschung!"

Marie war wieder nicht ganz wahr, sie wußte aus Elisabeth's Briefen, daß der Kammerherr von Redow das Haus des Geheimraths besuche, sie hatte sich darauf vorbereitet, ihm zu begegnen; in welchem Verhältnisse sie auch zu diesem Manne gestanden haben mochte, sie hatte nicht die Absicht gehabt, ihm aus dem Wege zu gehen. Hatte sie ihm wirklich verziehen? Wollte sie vielleicht erproben, ob sie seinen Anblick ertragen könne, ohne neue Regungen des Hasses zu fühlen? Oder wollte sie ihn demüthigen durch ihre plötzliche Begegnung? Wollte sie endlich vielleicht das Alles zusammen? Wer kann sich rühmen, so deutlich zu lesen in einem Frauenherzen?

Der Kammerherr seinerseits war völlig überrascht; zwar ließ er das Haus des Geheimen Finanzrathes beobachten, man hatte ihm auch gemeldet, ein ältliches Frauenzimmer, so war sie dem Späher erschienen, sei bei Fräulein Elisabeth zum Besuch; wie hätte er ahnen können, hier einem weiblichen Wesen zu begegnen, das er mit Eifer hätte fliehen müssen.

„Würde mir Fräulein Elisabeth eine Unterredung

mit ihrer Freundin gestatten?“ fragte der Kammerherr, sich an das durch dieses Ereigniß völlig verschüchterte Mädchen wendend.

„Doch gewiß nicht gegen deren Willen,“ antwortete Marie an Elisabeth's Stelle und setzte hinzu: „ich bemerke ihnen, mein Herr, daß sie mir gar nichts zu sagen haben können!“

Damit verneigte sich Marie ernst, nahm Elisabeth's Arm und ging mit ihr nach der Thüre.

Der Kammerherr stand den beiden Fräulein von Chevremont gegenüber, er wollte sie anreden, er stotterte einige Worte, sie verneigten sich und glitten an ihm vorüber; einen Augenblick noch versuchte Herr von Redow sich zu sammeln, aber er begriff, daß es ihm nicht möglich sein werde; er sagte sich selbst, daß er total auf's Haupt geschlagen sei und eine vollständige Niederlage erlitten habe. Da er nun zu gleicher Zeit die laute Stimme des ländlichen Cousins, des Herrn von Zabeltitz, vernahm, der gewiß nicht ermangelt haben würde, ihn in seiner pfiffigtreuherzigen Weise zu examiniren, er das aber mehr fürchtete, als sonst etwas, so begab er sich auf die Flucht.

Er verließ das Zimmer in demselben Augenblick

durch die eine Thür, als der Geheime Finanzrath durch die andere eintrat; dieser hatte jetzt erst die Anwesenheit des Kammerherrn erfahren; in wichtigen Angelegenheiten hatte er mit demselben zu sprechen, und ungeduldig hatte er ihn schon seit mehreren Tagen erwartet.

Draußen aber fand der Kammerherr die Anne, das hübsche Kammermädchen Elisabeth's. Er drückte ihr im Vorübergehen einen Thaler in die Hand und flüsterte: „Ich muß sie morgen ganz früh sprechen, Anna, ich warte auf sie, komme sie so früh als möglich!"

Er huschte vorüber.

Das Mädchen sah ihm kopfschüttelnd nach, sie hatte immer Mitleid mit dem wunderlichen Manne gehabt, jetzt hielt sie ihn für einen Narren.

Der Kammerherr von Redow ging in seinen Mantel gehüllt langsam über den Gensd'armen-Markt hin; der Nachtwind, der um seine fieberheißen Schläfe wehete, kühlte ihn wohlthätig, er nahm den Hut ab, um dem Wind freieren Zugang zu lassen; ohne sich umzusehen, ohne an einen Weg zu denken, ganz mechanisch schritt er vorwärts, seiner Wohnung zu, welche

ziemlich entfernt in der Lindenstraße, nahe dem Kammergericht und in Verbindung mit einem großen Garten des Ministers Grafen Haugwitz war.

Als die beiden Bedienten des Kammerherrn, ehrliche havelländer Burschen, auf einem Familiengute der Redows geboren und groß gezogen, ihren Herrn, an dem sie mit großer Treue hingen, eintreten sahen mit entblößtem Kopf, denn er hatte den Hut achtlos aus den Händen fallen lassen, sahen sie sich einander halb ängstlich, halb wehmüthig an, denn die ehrlichen Kerle hielten ihren „jungen Herrn", so nannten sie ihn, denn der „gnädige Herr", des Kammerherrn Großoheim, lebte ja noch, sie hielten ihren jungen Herrn seit einiger Zeit für toll, was sie indessen nur sich selbst anvertrauten und sonst als ein Geheimniß verbargen.

Herr von Redow ließ sich in den großen Lehnsessel sinken, der vor dem Kamin stand; hinter dem zierlich geschmiedeten Blattwerk des Kamingitters knisterte und loderte ein behagliches Feuer, die beiden Wachskerzen in den silbernen Leuchtern auf dem Credenztischchen neben ihm verbreiteten ein weiches und wohlthuendes Licht.

Der Bediente, der seinem Herrn den Mantel abgenommen, zog sich zurück, der Kammerherr war allein und schaute in die erfreuliche Flamme des Kaminfeuers; er wurde ruhiger nach und nach, sein Blut begann langsamer zu fließen, die grausamen Stiche in dem verwundeten Arm ließen nach. Noch wußte Niemand, daß sich der Kammerherr hatte die rechte Hand abnehmen lassen müssen, die ihm Graf Marcolini's Pistolenkugel zerschmettert hatte.

Die Gedanken dieses unglücklichen Mannes begannen sich zu ordnen. Er war mit seinem Vetter, Einem von Bandemer, nach der mecklenburgischen Grenze gefahren; angeblich zur Jagd bei dem Obrist-Lieutenant von Leist, des Lieutenants Oheim, eigentlich aber, um sein Duell mit dem Grafen Marcolini fortzusetzen, gegen jenen Grafen Marcolini, der ihn um Glück und Liebe gebracht für dieses Leben, den er haßte, wie er nie zuvor Jemanden gehaßt. Er haßte ihn vielleicht um so heißer, weil er noch Jahre lang freundlich mit ihm verkehrt hatte, nicht ahnend, daß Marcolini sein Gegner gewesen. Hatte im ersten Duell Marcolini ihm die Hand zerschmettert, so hatte doch auch seine Kugel den Todfeind nicht gefehlt, und

im zweiten Rencontre war er noch glücklicher gewesen; Marcolini, der sonst nie fehlende Pistolenschütz, hatte ihn gefehlt, er aber hatte ihn schwer, vielleicht tödtlich verwundet zwischen Hals und Schulter. Triumphirend kehrte er nach Berlin zurück.

Er glaubte triumphiren zu können; wohl war seine rechte Hand dahin, aber Elisabeth's weiche weiße Hände sollten ihm die fehlende Rechte ersetzen. Mochte Elisabeth den Lieutnant von Leist lieben, was ging ihn das an? mochte die Geheimräthin sich für Leist und gegen ihn erklären, er lachte darüber, denn er konnte den Geheimen Oberfinanzrath zwingen, ihm seine Tochter zu geben. Das aber wußte er ganz bestimmt, daß die fromme Elisabeth sich niemals weigern werde, einem bestimmten Befehl ihres Vaters nachzukommen. Und doch liebte der Kammerherr die schöne Elisabeth, deren Liebe, deren Herz er zu zertreten gedachte, eigentlich gar nicht, aber es war ihm geweissagt worden, er werde Glück und Ruhe in diesem, so wie die ewige Seligkeit im künftigen Leben nur an der Hand Elisabeth's von Reinbach finden; deßhalb, deßhalb und um jeden Preis, selbst um den

Preis eines Verbrechens, mußte der Kammerherr Elisabeth besitzen.

Deßhalb hatte er vor einigen Tagen, als der Geheime Finanzrath, durch seine Gemahlin gegen den Kammerherrn eingenommen, Schwierigkeiten erhob, diesem mit seinem trostlosen Anstarren erklärt: „entweder sie halten ihr Wort, Herr von Reinbach, und verloben mich im Lauf dieses Monats noch mit Elisabeth, oder ich schicke sie nach Spandau an die Karre!“

Erschrocken bis zum Tode hatte der Geheime Finanzrath geschwiegen bei dieser Drohung; er war nun gleich entschlossen gewesen, seine Tochter zu opfern, denn er wußte, daß ihn der Kammerherr an die Karre bringen konnte, er war entschlossen, diesem Werber seine Tochter zu geben, doch hatte er bis jetzt nicht den Muth gefunden, seiner Gemahlin das zu gestehen.

Triumphirend betrat der Kammerherr das Haus des Geheimen Finanzrathes, er verließ es als ein Geschlagener, als ein Besiegter, denn neben Elisabeth, neben dem Mädchen, an deren Hand allein er Glück und Ruhe auf Erden, so wie Seligkeit im Himmel

finden konnte, neben ihr stand die bleiche Marie Mogge, seine Liebe, nein, das dräuende Gespenst seiner verrathenen Liebe!

Der Kammerherr von Redow hatte nicht umsonst mit dem Teufel gespielt; er hatte die geheimen, unsichtbaren Gewalten heraufbeschworen so oft zu gemeinen, selbstischen Zwecken, aus Neugier und Liebedienerei; sie waren gekommen und sie ließen ihn nicht mehr. Er hatte Andere täuschen wollen und getäuscht durch seine vermeinte geheime Wissenschaft, und hatte sich selbst darin verstrickt also, daß es keinen Ausweg mehr gab für ihn.

Er liebte noch immer die bleiche Marie Mogge, sie schien ihm mit ihrem von Krankheit und Gram verwüsteten Antlitz weit schöner als Elisabeth, die holde Jugendblüthe, aber die Prophezeihungen, an die er glaubte, er, der Ungläubige in religiösen Dingen, hatten ihn Glück und Heil für hier und dort nur an Elisabeth's Hand verheißen. Sie mußte die Seine werden, aber zwischen ihm und ihr stand Marie Mogge.

Druck von G. Hickethier (vorm. J. Petsch) in Berlin.

Hesekiel, George,

Vor Jena Roman ; nach den Aufzeichnungen eines Königl. Offiziers vom Regiment Gensd'armes

Bd.: 1

Berlin (1859)